

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 25.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(24. Fortsetzung.)

„Ernst, Ernst,“ rief Frieda furchtbar erschreckt — „quäle mich nicht lange — ich ahne das Schlimmste, ich bin auf alles gefaßt, sage mir nur rasch, rasch — ich bitte dich, Ernst, was du mir zu sagen hast —“

Er war selber so erregt, so erbittert und so überzeugt, daß er recht unterrichtet sei und recht tue, daß er one weiteres Besinnen dicht an sie herantretend leise, aber für sie sehr vernemlich sprach:

„Du mußt deine Verlobung sofort rückgängig machen. Franz Stein ist deiner unwürdig. Er unterhält, während er mit dir verlobt ist, ein Verhältnis mit einer Dirne — —“

Mit einem lauten Aufschrei taumelte Frieda zurück und wäre niedergefallen, wenn nicht dicht hinter ihr das Fensterbrett und die Wand gewesen wäre, an die sie mit dem Kopfe anschlug.

Ernst sprang ihr zu Hülfe.

„Um Gotteswillen, was habe ich getan. Rietchen, liebstes Rietchen, komme zu dir — Rietchen!“

„Was ist meiner armen kleinen Häßler?“ rief die Stimme der Frau Krause dazwischen, welche in ihrem Direktorialzimmer, wo sie soeben den Besuch des Konsistorialrats empfingen, Frieda's Aufschrei gehört hatte und nun teils aus Neugierde, teils aus Mitleid herbeieilte.

„Meine Schwester ist erschrocken — ich habe ihr eine schlimme Nachricht gebracht — ich konnte nicht anders — helfen Sie mir, verehrte Frau Krause — sie ist onmächtig.“

Frau Krause nam Frieda in ihre Arme und mit ihrer Hülfe und der des Konsistorialrats, welcher gleichfalls anscheinend tief ergriffen herankam, brachte Ernst die Schwester nach dem Zimmer der Direktorin.

\* \* \*

Im buchenselser Kreise regte sich im öffentlichen Leben so laut und lustig, wie kaum im tollen Jar 1848, da die Buchenselser ihre eigene Stadtrevolution gemacht, das Rathaus gestürmt und eine selbstgesetzte provisorische Regierung genossen hatten — letzteres volle sechsundzwanzig Stunden lang, von dem wegen völligen Mangels an Widerstand total unblutig verlaufenen Rathaussturme an bis zur Ankunft der Nachricht, daß zwei Kompagnien Soldaten von der nächsten Garnisonstadt im Anzuge seien. Da hatte die provisorische Regierung ihre „permanenten“ Sitzungen mit erstaunlicher Beschleunigung ganz heimlich in einen

tiefen Keller der von dem Stadttore, wo die Soldaten einmarschiren sollten, entferntesten Vorstadt verlegt und war nie wieder an's Sonnenlicht gekommen — dafür aber vollzählig, d. h. drei Mann stark — Tierarzt, Apotheker und Ratschreiber — bei Nacht und Nebel ausgetrieben, um als politische Flüchtlinge und Märtyrer ihrer Ueberzeugung sich in der freien Schweiz anstaunen zu lassen und von da aus ihre Regierung mit dem schweren Geschütz ihrer Entrüstungsreden niederzubombardiren.

Noch ärger, noch lärmender und viel größere Bevölkerungskreise in politische Erregung versetzend war das Leben und Treiben, welches die diesmalige Reichstagswahl gezeitigt hatte, als der kurzlebige Rausch von 1848.

Wenn man die Buchenselser hörte, so mußte man glauben, daß es sich diesmal auch um keinen Pappenstiel handle — im Gegenteil — um die höchsten Güter der Menschheit. Und das stand so fest, daß alle Parteien, so sehr sie sich auch sonst befehden, darin einig waren.

Sechs Parteien standen sich bis an die Zähne gerüstet gegenüber — jede mit den schneidigen Waffen fulminanter Walauftrufe und donnernden Walversamlungsreden wuchtig auf die fünf andern dreinschlagend.

Die altkonservative Partei hatte den steinalten, streng protestantisch orthodoxen Majoratsherrn Grafen von Finsterburg zu ihrem Kandidaten erkies, — sie vertrat mit tapfrem Gepolter das bigott fromme, stark absolutistische Urpreußentum, one das, wie das vornehme Wallomitee kühnlich behauptete, über ein kleines nicht nur Preußen und Deutschland, sondern ganz Europa und die Welt elend in Anarchie und Nihilismus untergehen müsse.

Die freikonservative Partei hatte, wie lange vorher angekündigt, den Fürsten Waldkirch-Buchensel auf den Schild erhoben, der das erleuchtete, mit dem geistigen Inhalte der neuen Zeit klug rechnende, und mit der Kirche als seiner Dienerin Reformversuche machende Königtum zu vertreten behauptete, dabei den wolberechtigten Interessen aller Großbesitzenden, im Gegensatz zu der altkonservativen Partei, der vorzüglich das Wol und Wehe der Großgrundbesitzer am Herzen lag, energische Förderung angedeihen lassen wollte und überall im Kreise seiner durch viel jarzehnte lange Erfahrungen und mit eindringenden staatswissenschaftlichen Studien erworbene Ueberzeugung verbreiten ließ, daß die Erhaltung des Vaterlandes, die Wolfart des Bürgers und Bauern nur von der Durchführung der freikonservativen Grundsätze zu erwarten sei.

Die liberale Partei, welche den, merkwürdig lange Zeit Kreisgerichtsaffessor gebliebenen Juristen Niederfisz zu ihrem parlamentarischen Vorkämpfer auserwählt hatte, geberdete sich ihrerseits als die verbrühte und privilegierte Vorkämpferin für alles, was Recht und Freiheit, Nationalwohlstand und Bürgerglück genannt zu werden verdiene. Rechtsstaat und Volksfreiheit war ihr Feldgeschrei und gemäßigter, allen politischen und wirtschaftlichen Hindernissen Rechnung tragender Fortschritt ihre Parole.

Gegen diesen Fortschritt ging mit ihrem Kandidaten, dem Rektor Jänisch, die Fortschrittspartei grimmig ins Feld, obgleich sie sich sonst gern als mit der liberalen im wesentlichen einer Meinung bezeichnen ließ. Parlamentarismus hieß ihre Losung — Regierung des Volks durch die aus ihm selbst hervorgegangenen Vertreter. Die Minister der Volksvertretung verantwortlich, der König der erste Diener des Staates und nichts weiter — Niederfreiheit, Versammlungsfreiheit, Pressefreiheit und von Freiheiten sonst noch eine ganze Schachtel voll verlangten sie kühn vor allem Volk und für alles Volk, und für sich, die Fortschrittspartei, selbst waren sie allen Ernstes gewillt, all' diese schönen politischen Nippfächer zu erringen und kräftigst nutzbar zu machen. Als Partei der entschiedensten Opposition spielten sich die Ultramontanen auf, deren frommer Kandidat seinen Wählern neben irdischer Freiheit und Volksart die ewige Seligkeit als Dreingabe zuzusichern in der glücklichen Lage war.

Der sechste Kandidat für die Reichstagswahl war der Schuhmacher Schwarz in Buchenfels und seine Partei setzte sich zusammen aus dem größten Teile der Fabrik- und sonstigen Handarbeiter des Kreises, den Hungerleidern, wie sie der Domherr von Pyßen in jener Unterhaltung mit dem Konsistorialrat Kölle am Whistabende des Generals von Pommer genannt hatte.

Der beredte Schuhmacher hatte in den meisten Orten des Wahlkreises in zahlreich besuchten Volksversammlungen und in von ihm selbst verfaßten Flugblättern sein Programm auseinandergesetzt — ein Programm, das es sowol an Energie des Ausdrucks wie an Zuversichtlichkeit bezüglich der volksbeglückenden Kraft seines Inhalts mit jedem andern aufnahm und das sich grade so ingrimmig gegen die übrigen Parteien wante, wie jede von diesen wider jede andre von den fünf.

Und nun erwäge man, daß die Walagitation schon ein par Wochen lang warte, — daß keine der Parteien sich auch nur im geringsten des Sieges hoffen konnte, daß die Anstrengungen der einen immer intensiverer Anspannung der Kräfte aller anderen erzeugte — erwäge man ferner, welsch' heftig ansteckende Krankheit die politische Aufregung in unsren Tagen ist, so wird man sich vorstellen können, daß es in und um Buchenfels wie in einem Hexentessel gährte und brodelte, und man wird begreifen, wie selbst aus sonst unzerstörlich ruhigen, für das öffentliche Leben anscheinend ganz abgestorbenen oder niemals lebendig gewesenem Leuten im Handumdrehen eifrigste Politiker, ja Parteisanatiker werden konnten, die an ihrem Nachbar, mit dem sie seit einem Menschenalter tagtäglich an demselben Stamische ihr Bier getrunken hatten, nun one Gruß vorübergingen, weil er liberal gesint war, statt fortschrittlich, ultramontan statt freikonservativ oder sonstwie politisch seinen eigenen Kopf aufgesetzt hatte. Man haßte und verachtete sich gegenseitig, man ärgerte und schiltete, beleidigte und beschimpfte sich um Programmstreitigkeiten, von denen man vor vier Wochen noch keine Ahnung gehabt hatte — man sah in den Angehörigen aller Parteien Verführer oder Verfälschte, Lumpen oder Dummköpfe, mit einziger Ausnahme der eigenen Parteifreunde, die man in liebenswürdigster und toleranter Weise sämtlich für ungemein erleuchtete und durch und durch treuzbrave Männer anerkannte und, wo es nötig war, öffentlich anpries.

Es war fast kein Mensch im Kreise, der nicht Partei ergriffen hätte, — die Weiber politisirten beim Kaffeeklatsch und gerieten einander grimmig in die Coiffuren, weil die eine behauptete, der Kaffee — dieses unentbehrliche Lebens- und Nahrungsmittel schöner Seelen — würde unerträglich teuer und abscheulich schlecht werden, wenn nicht der Assessor Niederfisz gewält würde, während die andre, bei allem was ihr heilig war, schwor, daß Sr. Durchlaucht der Fürst Waldkirch gewält werden müsse, weil der so vielen Leuten im Kreise Brot gebe und schon dafür sorgen würde, daß sie ihren Kaffee bekämen und die nicht minder unentbehrliche Cichorie obenrein. Und die Dienstmägde am Brunnen schwärmten für den Rektor Jänisch, den prächtigen Mann, der als Dirigent eines großen Gesangsvereins und Inhaber einer kräftigen Bassstimme sie oft unbändig entzückt und begeistert hatte. Selbst die

Kinder in der Schule hatten in dieser drangvollen Zeit politische Motive für ihre ewig gleichen Kaszbalgereien — hie Rektor Jänisch, hie Schuhmacher Schwarz lautete der Kampf in den Zwischenstunden und auf dem Wege nach und von der Schule.

Alle Einwohner des Kreises Buchenfels hatten sich also um die verschiedenen Parteifahnen geschart, — alle fast waren zu Walagitatoren im großen oder kleinen geworden, die möglichst viele von den Menschen, auf welche sie mittelbar oder unmittelbar mit moralischen oder materiellen Mitteln Einfluß auszuüben vermochten, für ihre Partei und deren Balkandidaten zu gewinnen suchten, — nur einer füllte sich garnicht berührt von all' dem Lärm und all' der Leidenschaft und war fest entschlossen, sich nicht in das Gewir der Meinungen, in das tolle Geströber der meist leichtfertigen Behauptungen und oft noch leichtfertigeren Beschuldigungen hineinreißen zu lassen — und dieser eine war der Fabrikant Franz Stein.

„Ich habe in politischer Beziehung Sympatie und Antipatie gegen Parteien und Programme, gegen Staatsformen und gesellschaftliche Verhältnisse, gegen politische Einrichtungen und wirtschaftliche Zustände, aber ich kann mich vorläufig noch staatswissenschaftlich weder unterrichtet noch scharfsichtig genug erkennen, um mit voller Ueberzeugung — die bei mir eben eine wissenschaftliche Ueberzeugung sein müßte, — einer Partei offen beitreten zu können. Mitläufer oder Nachzügler zu sein — ist nicht meine Art, wo ich stehe will ich wirken, und wo ich wirke, bedarf ich des fest gegründeten Glaubens, daß aus meiner Wirksamkeit für mich und die Welt Gedeihliches und Gutes ersprießt — soweit ein Einzelner in meinen Verhältnissen überhaupt der Welt zu nützen vermag —“, also hatte Stein mehr als einmal seine politische Zurückhaltung motiviert, zuletzt hatte er es sogar im „Anzeiger für den Kreis Buchenfels“ getan, weil im reaktionellen Teile desselben die Beschuldigung ausgesprochen worden war gegen ihn, den man mit Namen zu nennen sich nicht scheute hatte, er sei ein Feind des Bestehenden, insbesondere des Reichs, der sich nur nicht getraue, mit seiner gefährlichen Gesinnung unverholen auf den Markt zu treten.

Seine Erklärung im „Anzeiger“ war allgemeiner Mißbilligung begegnet. In solchen Tagen sich politischer Parteiname zu enthalten, sei zum mindesten ein arger Fehler, wenn nicht ein Verbrechen, meinten die meisten. Und gradezu Unsinn sei das, was er von seinem Mangel an staatswissenschaftlichen Kenntnissen und von wissenschaftlicher Ueberzeugung jagte, behaupteten übereinstimmend die Angehörigen aller Parteien. Die Konservativen, Freikonservativen und Ultramontanen waren der Ansicht, daß die Treue gegen König oder Papst und die Ehrfurcht vor den historisch gewordenen Staats- und Gesellschaftsverhältnissen für jeden braven Untertanen und guten Menschen die Grundlage sein müsse, auf der der politische Glaube des einzelnen erwachsen müsse, und die drei anderen Parteien waren so ziemlich darin einig, daß jeder vernünftige Mensch eigentlich schon als Angehöriger einer bestimmten Partei auf die Welt komme oder wenigstens schon in früher Jugend empfinden lernen müßte, in welche politische Strömung er hineingehöre — das sei Sache des gesunden und natürlichen Menschenverstandes, des materiellen Interesses und der Liebe zur Freiheit und zur allgemeinen Volksart.

Wenn Franz Stein vermeint hatte, seine öffentliche Erklärung im Verein mit der abweisenden Haltung, welche er schon lange vor Beginn der Wahlkampagne eingenommen hatte gegenüber allen Versuchen, ihn irgend einer Partei dienstbar zu machen, werde genügen, ihn jetzt vor weiterer Behelligung zu bewahren, so hatte er sich gründlich getäuscht.

Ungefähr acht Tage vor der Wahl erschien einer der Defonomieinspektoren des Bischofs bei ihm und ersuchte ihn um die Erlaubnis, an der Fabrik die Walaufzüge der ultramontanen Partei ankleben und dieselben auch in der Fabrik verteilen zu dürfen. Stein war gerade sehr beschäftigt und, da er mit Specht bezüglich der dauernden Benützung des Wegs nach der Eisenbahn noch immer keinen bindenden Vertrag hatte schließen können, so hatte er die triftigsten Gründe, die Gutsbeamten des Bischofs, über dessen Terrain für ihn allein noch ein leidlich benutzbarer Weg nach der Bahnstation zu legen war, nicht vor den Kopf zu stoßen. Er erteilte daher die Erlaubnis, one sogleich an die etwa möglichen Folgen zu denken.

Als er einige Stunden darauf einen Gang durch den Hof der Fabrik und durch einige Arbeitslokale machte, sollte er sie bereits zu merken bekommen.

Wo er hinblickte, klebten große Plakate, aber keines war

unversehrt, die meisten sogar so zerrissen, daß man one Mühe keinen einzigen ganzen Satz mehr zusammenbuchstabiren konnte.

Er fragte einen Werkmeister, woher die Beschädigung der Plakate rüre. Dieser zuckte etwas verlegen die Achseln und antwortete, daß wisse er eigentlich auch nicht, er vermute nur, daß die Arbeiter die Walaufrufe der ihnen tiefverhaßten ultramontanen Partei nicht immer vor Augen haben wollten. Es wäre onehin beinahe schon zu großem Skandale gekommen, als etwa vor einer Stunde ein Zettelträger der Ultramontanen die Walaufrufe in der Fabrik verteilt habe. Die weitaus größte Zahl derselben sei ihm sofort zerrissen vor die Füße geslogen — kurz für die Ultramontanen seien die Leute einmal nicht zu fangen, die hätten ihre eigene Meinung.

Der Werkmeister betonte die letzten Worte so eigentümlich und schaute Franz Stein so sonderbar beobachtend und augenscheinlich mißtrauisch an, daß dieser auf den Gedanken kam, der Mann und vielleicht auch seine Arbeiter könnten ihn im Verdacht der besondern Begünstigung der ultramontanen Partei haben.

Das war ihm unangenehm, weil er von solcher Absicht weit entfernt war und weil er auch den Schein jeglicher Parteilichkeit vermeiden wollte.

„Sagen Sie den Leuten“, entgegnete er dem Werkmeister, „daß mir die Zerstörung jener Plakate garnicht gefällt. In meiner Fabrik soll die Freiheit der Meinungsäußerung in jeder ansständigen Form und für jeden herrschen. Ich werde jede Beeinträchtigung solch freier Meinungsäußerung in Wort oder Schrift zu verhindern suchen. Diese Plakate werde nunmehr ich, der ich vorher mit der Sache garnichts zu tun hatte, wieder ankleben lassen und ihre Beseitigung nicht dulden.“

Der Werkmeister machte ein sehr finsternes Gesicht, aber er antwortete nicht.

Als Franz Stein zehn Minuten nach dieser Unterredung wieder in denselben Arbeitsraum eintrat, sah er den Werkmeister im Gespräch mit ein par Arbeitern, von denen der eine rief:

„Nun, wir werden's probiren, ob hier wirklich freie Meinungsäußerung herrscht in Schrift und Wort und wenn's so ist, dann können unjertwegen die Dinger da an allen Ecken und Kanten kleben bis an den jüngsten Tag.“

Stein durchschritt rasch das Lokal und gab sich den Anschein, als ob er nichts gesehen und gehört hätte.

Aber als die Mittagstunde schlug, begab er sich an das Fenster seines im Parterregehoß des ehemaligen Herrschaftshauses befindlichen Comptoirs, um von da die Gesichter der die Fabrik verlassenden Arbeiter zu beobachten und womöglich aus diesen zu erkennen, was für eine Stimmung bei den Leuten vorherherrschte.

Zu seiner Verwunderung zeigten sich alle bei außergewöhnlich guter Laune, alle hatten Zettel in den Händen, die wie Walaufrufe aussahen und alle lachten und viele machten allerlei lustige Bemerkungen, die bei den Hörern immer neue Heiterkeit hervorriefen.

Die Ursache dieser aufgeräumten Stimmung bei den Arbeitern wurde ihm klar, als er bald nachher wieder den Fabrikhof betrat. Jetzt klebte überall, wohin sein Auge reichte, nicht nur je ein Plakat, sondern diese fanden sich immer parweise beieinander, und bei näherem Zusehen fand er, daß das eine je eines von den auf sein Geheiß nun angehefteten Plakaten der ultramontanen Partei war, während das andre einen Walaufruf für den Schuhmacher Schwarz brachte, worin in leidenschaftlichen Worten über alle andern Parteien und Kandidaten und ganz besonders auch über die ultramontane Partei der Stab gebrochen wurde.

Franz Stein wußte, daß der Werkmeister Seitz, mit dem er vorher gesprochen, über Mittag die Fabrik nicht zu verlassen pflegte. Er ging daher ihn aufzuzuchen nach der Werkstat, wo jener arbeitete und auch sein Mittagessen zu verzehren pflegte. Aber er fand ihn nicht vor.

Als er darauf durch die fast ganz verlassenen Arbeitsräume eilig dahinschritt, sah er in einem der letzten plötzlich den Werkmeister Seitz sich in einen Winkel drücken, offenbar in der Absicht, sich nicht sehen zu lassen. Aber Stein kümmerte sich nicht darum, ging auf ihn zu und redete ihn ruhig und freundlich an:

„Sie können ihren Arbeitskollegen sagen, Seitz, daß ich wider das Ankleben des zweiten Plakats geradesowenig einzuwenden habe, als gegen das des ersten. Nur sollen sich alle darauf gefaßt machen, daß die beiden jetzt affichirten Aufrufe noch mehr Gesellschaft bekommen. Die andern Parteien werden vermuthlich nicht zögern, dem gegebenen Beispiele nachzuahmen.“

„Schon recht, Herr“, sagte der Werkmeister Seitz, sichtlich be-

ruhigt; „daraus werden sich unsere Leute garnichts machen — tausend Walaufrufe können da kleben — wenn nur der eine darunter ist.“

„Der eine wie die andern — ich messe nicht mit zweierlei Maß.“ Er nickte dem Werkmeister freundlich zu und ging wieder seines Wegs. Er begab sich jedoch diesmal nicht in sein Comtoir zurück, sondern stieg hinauf nach seinen Privatziimmern, wo er um diese Stunde eine Art zweiten Frühstücks — aus einem Glase Wein und etwas kalter Küche bestehend — zu sich zu nehmen gewohnt war. Seine Hauptmalzeit fiel auf die fünfte Nachmittagsstunde. Er hatte diese Einrichtung im Auslande schön gelernt und war ihr treugeblieben in der Heimat, wo noch allgemein die Spießbürgergewohnheit beibehalten ist, um 12 Mittags am meisten zu essen und sich damit seine Arbeitsfähigkeit für den Nachmittag um ein beträchtliches zu vermindern.

Er aß äußerst wenig und nippte am Glase wie ein zimperliches Mädchen. Es litt ihn auch nicht auf seinem Sessel am gedeckten Tische — er trat an's Fenster und presste die Stirn an die Scheiben.

Gar vielerlei bewegte sein Herz und beschäftigte seinen Verstand.

In seinen Fabrikangelegenheiten zunächst war keineswegs alles so, wie es sein sollte. Einerseits hatte er viel mehr Anlagekapital verbraucht, als er ursprünglich zu diesem Zwecke bestimmt hatte, andererseits machte ihm die Konkurrenz gewaltig zu schaffen. Anfänglich war es ihm ziemlich leicht gefallen, für seine Fabrikate den nötigen Absatz zu finden; kaum hatte er aber geglaubt, die für das Gedeihen seiner Fabrik unbedingt erforderliche Zahl von Abnehmern gefunden zu haben, da mußte er vernemen, daß eine ganze Herde von Reisenden von einem seiner Kunden zum andern zog und die gleiche Ware, wie er sie produzirte, zu billigerem Preise feilbot und oft um ein wahres Spottgeld loszuschlug. Die betreffenden Konkurrenzfabriken hatten jarelang vorher auf Lager produziert und auf hohe Preise gehalten. Jetzt da Franz Stein auf dem Markte erschienen war mit seinen Preisen, die er angemessen den günstigen Bedingungen, unter welchen er zu fabriziren begonnen hatte, verhältnismäßig billig stellen konnte, überschwebten sie ihrerseits den Markt mit ihren Waren und namen dafür, was sie eben bekamen; selbst unter die Fabrikationskosten gingen sie mit ihren Preisen weit hinab.

So sah er sich sehr bald der weitaus meisten seiner Abnehmer beraubt und mußte wol oder übel auch Reisende hinauscheiden und, um überhaupt etwas zu verkaufen, den Engroskaufleuten, welche seine Fabrikate brauchen konnten, so überaus günstige Bedingungen bewilligen, daß er augenblicklich fast ganz one Vorteil arbeitete. Indessen war er entschlossen, um die Konkurrenz allgemach aus dem Felde zu schlagen, in den ersten Jahren auf eine Verzinsung der großen Kapitalien, mit denen er sein Etablissement begründet hatte, zu verzichten, dabei mußte er sich aber mit seinem ganzen Vermögen bis zu dessen letztem Heller bei seinem Unternehmen engagiren und sah sich gezwungen, künftighin viel wolfeiler, als er anfänglich beabsichtigt hatte, zu produziren.

Dazu gehörte, daß er die notwendigen Rohprodukte, um sie zu dem möglichst mäßigen Preise zu bekommen, in erheblich größeren Massen kaufte, als er sofort verwenden konnte, und daß er ferner die vollkommensten Maschinen anschaffte und an den Arbeitslöhnen soviel als nur möglich sparte.

Bisher hatte er die höchsten Löhne gezahlt, welche in der Gegend um Buchenfels herum und im ganzen Gebirge überhaupt vorkamen, — Löhne, die an sich freilich keineswegs bedeutend waren, aber die an eine ganz außerordentlich bescheidene Existenz gewöhnte Weberbevölkerung völlig befriedigten.

Nun sah er ein, daß er die Löhne auf die Durchschnittshöhe des im buchensfelder Kreise zu erarbeitenden Geldverdienstes herabsetzen müsse, wollte er nicht mit erheblichem Schaden produziren und dem sichern Ruin entgegengehen.

In den nächsten Tagen wollte er durch seine Beamten den Arbeitern die Mitteilung zugehen lassen, daß er sich gezwungen sehe, die Löhne herabzusetzen, — er hatte damit gezögert, solange es nur anging, nun hatte er aber mehrere große Aufträge zu Warenlieferungen erhalten, die er unter den alten Bedingungen nicht mehr leisten konnte und zu deren rascher Erledigung er sich den Auftraggebern gegenüber vertragsmäßig und bei Zahlung einer hohen Konventionalstrafe verpflichtet hatte.

Und zu den geschäftlichen Unannehmlichkeiten und Sorgen war nun die ihm immer noch unbegreifliche Affäre seitens des Studenten Guido v. Frank gekommen! Zwar hatte er bald kälter über diese sonderbare Affäre zu denken begonnen, nachdem die

Aufregung jenes Nachmittags verrauht war, und von dem Gedanken sich der vornemlich in Offiziers- und Studententreisen herrschenden Sitte folgend, mit seinem Beleidiger zu duelliren, wenn dieser nicht zu bewegen sein sollte, ihn um Verzeihung zu bitten, war er längst zurückgekommen. Nur aufgeklärt wollte er den Fall sehen — sollte der Student nicht einsehen wollen, daß er sich schwer vergangen habe, so gedachte ihm Stein schriftlich seine Verachtung auszusprechen und ihm, falls er ja wahnwitzig genug sein sollte, seiner Drohung gemäß gar zu Tätlichkeiten überzugehen, eine derbe Bückigung zuteil werden zu lassen. Er hatte in diesem Sinne an David geschrieben und dieser hatte geantwortet, er brauche sich darum keine Sorge zu machen — den Herrn von Frank werde er ihm schon vom Halse halten — er, Stein, könnte sein Leben besser gebrauchen, als es in einem sogenannten Ehrenhandel mit einem Kaufbolde auf's Spiel zu setzen. Wenn nun aber diese Angelegenheit auch keine schlimme Wendung zu nemen drohte, so beunruhigte ihn doch das Bewußtsein auf das empfindlichste, daß ihm, dergleichen grobe Ehrenkränkungen überhaupt zustoßen konnten, ihm, der sich sagen durfte, daß er nie jemandem absichtlich die geringste Beleidigung, das leiseste Unrecht zugefügt hatte.

Zu alledem trat noch eines hinzu, daß ihn täglich mehr bekümmerte. Er hatte, seit er neulich in der Stadt gewesen, keine Silbe von Frieda vernommen. Jenem Briefe, welcher sein Fernbleiben von ihr während seiner Anwesenheit in B. entschuldigen sollte, hatte er einen zweiten folgen lassen, aber er wartete bis heute vergeblich auf eine Antwort. Er konnte sich das garnicht erklären und wäre schon längst wieder nach der Hauptstadt gereist, um selber zu sehen und zu hören, wie es ihr er-



Ave Caesar, morituri te salutant. (Seite 318.)

gehe und weshalb sie sich so wenig um ihn kümmere, so wenig seinen Wunsch recht oft von ihr Nachricht zu erhalten berücksichtige — jedoch litt gerade jetzt sein Geschäft nicht, daß er sich auch nur auf einen halben Tag entfernte. Von früh morgens bis spät in die Nacht hinein hatte er zu arbeiten, zu beaufsichtigen, zu korrespondiren und zu kalkuliren, er mußte an seinem Posten bleiben, und er wollte jetzt auch nicht gern vor sie hintreten, weil er seine Frieda genau genug kannte, um zu wissen, daß sie ihm sofort seine Sorge ansehen und darin eine Quelle tiefer Bekümmernis und lebhafter Beängstigung für sich selber finden werde.

Nun wollte er aber nur noch bis morgen auf Nachricht von Frieda warten und falls sie nicht eintraf, Nachmittags nach B. fahren, um sich Gewißheit zu verschaffen, wie es ihr ergehe.

Er war eben zu diesem Beschlusse gelangt, als sein alter Diener eintrat und ihm zwei Briefe überreichte. Auf dem einen war als Absender „Specht, Bauunternehmer und Gutbesitzer“ genant, der andre trug das große Siegel des königlichen Landratsamtes.

Stein erbrach das spechtsche Schreiben zuerst.

Dasselbe lautete kurz:  
Herrn F. Stein  
Fabrikbesitzer  
in Seifersdorf.

Ihre gefällige Dfertigung oder Ankauf nach reislicher Ueberlegung nicht acceptiren könnend, erlaube mir anbei meine Forderung für bisherige Benützung des zu meinem Gute gehörigen Privatweges zu gefälligst baldigster Begleichung vorzulegen.

Hochachtend

D. H. W. Specht  
Bauunternehmer und  
Gutbesitzer

B. . . . und Seifersdorf.  
P. S. Von dem morgigen Tage an kann weitere Benützung meines Eigentums unter keiner Bedingung mehr gestattet.  
D. D.

Die beiliegende Forderung beanspruchte nicht weniger als die Summe von 2200 Mark. Mit einer Motivierung des unverschämten Verlangens hatte sich Herr Specht keine Mühe gegeben.

Franz Stein's erster Gedanke war, Specht müsse verrückt geworden sein. Er sagte sich aber auch sogleich, an der Tatsache ändere das garnichts, daß dem Furverke seiner Fabrik der für ihn one Schaden einzig brauchbare Weg von heute an geschlossen sei. Ehe er sich überlegte, was er nun zu tun habe, öffnete er den zweiten Brief.

Dieser war zwar etwas länger, aber doch auch kurz und bündig genug.

Herrn Franz Stein, Wolgeboren,  
Fabrikant, Seifersdorf.

Ev. Wolgeboren

werden andurch seitens des königlichen Landratsamtes darauf aufmerksam gemacht, daß sich in Ev. Wolgeboren Etablissement ein Hauptherd der staatsfeindlichen Arbeiteragitation gebildet hat,

warnenden Exempels entlassen — eine strafrichterliche Funktion, — drittens alle fernere Beteiligung an gewissen politischen Bestrebungen bei harter Strafe unterlagen — einen Akt der Gesetzgebung — das alles mutet mir dieser Herr Landrat zu. Nun ich danke für soviel Ehre. Doch der Herr hat eine Antwort zu beanspruchen und er soll eine erhalten, aus der er ersehen wird, daß sein Schreiben keineswegs umsonst war.

Er klingelte — der alte Diener erschien sogleich.

„Ich lasse die Herren im Bureau und die Werkmeister bitten, um zwei Uhr im Comptoir zu erscheinen.“

Der Diener neigte seinen grauen Kopf und ging weiter, jedoch nicht one einen verwunderten und besorgten Blick auf das gerötete Antlitz seines Herrn geworfen zu haben.

Wenige Minuten nach zwei Uhr waren die Gerufenen vollständig im Comptoir erschienen. Franz Stein ließ nicht auf sich warten und begann sogleich:

„Meine Herren, ich habe sie rufen lassen, um Ihnen zwei



Eine berliner Landpartie aus dem vorigen Jahrhundert. (Seite 319.)

von dem aus Flugschriften äußerst gefährlichen Charakters im ganzen Kreise verbreitet und eine weitverzweigte mündliche Agitation unterhalten wird. In der Voraussezung, daß Ev. Wolgeboren persönlich diesen Umtrieben fern stehen und dieselben mißbilligen, fordert Sie das königl. Landratsamt pflichtgemäß auf, der Behörde in der Ermittlung der Schuldigen an die Hand gehen, dieselben zur Statuirung eines warnenden Exempels entlassen und alle fernere Beteiligung an derartigen Recht und Gesetz trozenden Bestrebungen ihren Arbeitern bei Strafe sofortiger Entlassung untersagen zu wollen.

Das königliche Landratsamt.

gez. v. Leder.

Franz Stein schwoll die Hornader auf der Stirn und eine dunkle Röte lagerte sich über sein Gesicht.

„In der Voraussezung“, las er noch einmal und diesmal laut und mit spöttisch bitterer Betonung, „daß Ev. Wolgeboren persönlich diesen Umtrieben fern stehen — —“

„Wirklich — setzt das der Herr Landrat voraus. Der Mann ist ja sehr freundlich — er könnte ja annehmen, ich sei der Urheber und Mittelpunkt dieser Umtriebe — warum nicht?“ Und was wünscht er nun von mir: erstens die Schuldigen ermitteln helfen — so eine Art Polizeidienst, zweitens dieselben zur Statuirung eines

Mitteilungen zu machen. Zuvörderst hat mir der Landrat unseres Kreises die offizielle Anzeige gemacht, daß meine Fabrik ein Hauptherd staatsfeindlicher Agitation sei und mich aufgefordert, mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln dagegen einzuschreiten. Teilen Sie mir freundlichst mit, was Sie zur etwaigen Begründung dieser Behauptung des Landrats anzuführen wissen.“

Die Beamten sahen einander ganz verduzt an und schüttelten die Köpfe. Alle erklärten, davon nichts zu wissen. Die Leute hätten allerdings meistens ihre eigne politische Meinung, auf der sie hartnäckig beständen und im Wirtshause möchte wol mancher gelegentlich ein derbes Wort fallen lassen, auch in der Fabrik würde während der Etpausen zuweilen lebhaft politisiert, aber daß die Fabrik ein Herd, oder gar ein Hauptherd irgendwelcher Umtriebe sei, davon könne garnicht die Rede sein.

„Gut, ich danke Ihnen“, sagte Stein. „Ich war von vornherein derselben Meinung und sehe nicht, woher ich die Berechtigung nemen sollte, gegen irgendjemanden einzuschreiten oder ein Verbot zu erlassen — in diesem Sinne werde ich dem Herrn Landrat von Leder antworten. Es wäre mir lieb, wenn Sie sich allesamt mitunterzeichneten, damit die Behörde sieht, daß ich mich mit allen meinen Beamten in voller Uebereinstimmung befinde.“

(Schluß folgt.)

## Die Fliederzweige.

Eine einfache Geschichte von C. Drehler.

(2. Fortsetzung.)

Am andern Tage schien die Sonne so hell, wie sie uns nur nach Regentagen erscheint.

Hinter dem Hause, in dem die beiden jungen Mädchen wohnten, befand sich ein kleiner Garten, den sich der Wirt, ein eifriger Blumenliebhaber, ausschließlich zu eigener Benutzung vorbehalten hatte. Nur Hedwig Born bekam die Erlaubnis, sich die Modelle zu ihren Malereien dorthin zu holen, denn als Freund ihres verstorbenen Vaters, und da er außerdem ihren Fleiß wie ihre Tätigkeit sehr hoch schätzte, gestattete er ihr, was er sonst keinem erlaubte. Ja, er zog die schönsten Exemplare, um der jungen strebsamen Malerin ein Geschenk damit zu machen. Hedwig wußte diese Freigebigkeit wol zu würdigen, denn nicht alle Blumen, die sie zu ihrer Arbeit wünschte, waren in ihrem kleinen schwebenden Garten oben vor den Mansardenfenstern zu finden und solche, wie sie sie brauchen konnte, waren selten in Berlin, und wenn zu haben, sehr teuer.

Der gestrige Regen zitterte noch in millionen Tropfen auf Blättern und Blüten, die im Sonnenschein wie eben so viele Diamanten funkelten. Es lag ein eigener Reiz in den von Regen und Sonne beglänzten Blumen, die wie Kinder unter Tränen zu lächeln schienen.

Diesen Zauber empfand Hedwig wol auch, als sie eben aufmerksam die schimmernden Blütenkelche betrachtete, hier und da ein geknicktes Köpchen aufrichtend, um die Tropfen aus den holden Blumenaugen zu wischen.

Heute schwebte das Verhängnis des Gebrochenwerdens über einigen Fliederzweigen, die einer Verewigung auf der Leinwand entgegenstehen; doch hingen die schönsten leider zu hoch am Strauch, so daß Hedwig auf eine Bank steigen mußte, um sie erreichen zu können. Doch auch jetzt noch wollte er sie nicht hergeben, und schüttelte nun einen warmen Regenschauer auf die grausame kleine Hand, die sich vergebens bemühte, das tödliche Instrument, in diesem Falle eine Schere, an den Stamm zu setzen, und die Dolben hingen noch oben in der blauen Luft.

„Erlauben Sie, mein Fräulein, ich bin ein wenig größer,“ sagte plötzlich eine klangvolle Stimme hinter ihr, und sich umwendend, sah sie in das geistvolle Gesicht eines hochgewachsenen Mannes, das durch seinen freundlichen Ausdruck sehr gewinnend erschien.

Errötend sprang sie von der Bank.

„Sie sind sehr gütig, mein Herr, jene beiden Zweige dort oben, ich bitte! Und nun noch einen weißen Fliederzweig, wollen Sie so freundlich sein? Er hängt für mich ebenfalls zu hoch.“

„Sehr gern. Sie müssen in besonderer Gunst bei Herrn Stern stehen, daß er Ihnen solchen Vandalismus gestattet, mein Fräulein,“ scherzte der Fremde. „Ich erinnere mich, daß er sogar für sich selbst keine Blumen abplückt und nur selten jemandem den Eintritt in das Allerheiligste erlaubt. Ich genieße dieses Vorrecht daher als eine ganz besondere Ehre. Habe ich vielleicht das Vergnügen, seine Tochter in Ihnen kennen zu lernen?“

„O nein, ich stehe in keinem verwantschaftlichen Verhältnisse zu jenem Herrn. Er war ein Freund meines verstorbenen Vaters und gettattet mir wol deshalb den Raub seiner Lieblinge. Und dann male ich sie,“ setzte sie leise hinzu, „zu welchem Zwecke der Verehlung, wie Herr Stern sagt, er sie gern hergibt. Ich bin sehr glücklich darüber, Blumen sind hier so teuer und ich könnte auch weit suchen, ehe ich so schöne Exemplare fände.“

„Ah, Sie sind Künstlerin! Dann erlauben Sie mir, mich Ihnen als großen Verehrer der malenden Kunst vorzustellen. Professor Harms! — obgleich nicht ausübend tätig, bin ich doch einer ihrer wärmsten Anhänger und habe Kunstgeschichte zu meinem besonderen Studium gemacht.“

Hedwig kannte seinen Namen recht gut: er stand bei aller Welt in hohem Ansehen. Des Professors Kritiken waren ebenso geachtet, wie gesücht, denn er verteilte Lob und Tadel nur der strengsten Wahrheit gemäß und seine wissenschaftlichen Werke hatten seinen Ruf als bedeutender Gelehrter weit und breit verläutet. Dieser Leuchte der Wissenschaft stand sie unbedeutendes Wesen also gegenüber und ein Gemisch von freudigem Stolz, ihn kennen zu lernen und der Beschämung über das Unvermögen ihrer eigenen Leistungen erfüllte sie.

„Ihren Namen habe ich gehört, Herr Professor,“ entgegnete sie

ein wenig verlegen, „wer sollte ihn nicht kennen! Auch einige Ihrer Schriften las ich mit großer Genugthuung und freue mich, den berühmten Verfasser nun persönlich kennen zu lernen. Ich heiße Hedwig Born, bin aber leider nichts weniger als eine Künstlerin. Einst hoffte ich es zu werden, doch die Verhältnisse gestatteten mir nicht, mein Talent genügend auszubilden — wenn ich überhaupt eins besitze,“ setzte sie ein wenig bitter und mit zuckender Lippe hinzu.

„Hinter wem das goldene Tor der Jugend noch nicht geschlossen ist, der sollte nicht an irgend welchem Gelingen zweifeln, das von dem Vermögen seiner geistigen Kräfte abhängt, die ja oft nur der Gelegenheit der Entfaltung harren,“ versetzte der Professor begütigend.

„Sie dürfen den Glauben an Ihr Talent nicht verlieren, denn ich kann Ihnen entschieden versichern, daß Sie ein nicht geringes Talent haben. Ich erinnere mich, in der letzten Kunstausstellung ein Blumenstück wie eine Landschaft unter ihrer Namensschiffre gesehen zu haben, die mich durch ihren klaren, leuchtenden Farbenton, die zarte Behandlung wie vortreffliche Zeichnung überraschten, — ich glaube dies auch in meiner Kritik bemerkt zu haben. Es freut mich nun, Ihnen persönlich Mut zusprechen zu dürfen, denn es ist meine aufrichtige Ueberzeugung, wenn ich sage, Sie werden bei einigem Fleiß viel, vielleicht großes erreichen. Jedes wirkliche Talent findet doch endlich Anerkennung und bahnt sich den Weg zum Ruhm.“

Mit leuchtenden Augen sah Hedwig zu ihm auf. „Ihre Kritik war allerdings sehr nachsichtig, sie tröstete mich in meiner großen Enttäuschung über den Nichtverkauf meiner Bilder und ermutigte mich zu neuem Schaffen. Wenn Sie wüßten, wie dankbar ich Ihnen war, trotz meiner Verzweiflung,“ setzte sie freimütig hinzu. Dann aber flog ein Schatten über ihre eben so sonnenhellen Augen und sie sagte düster:

„Doch kann ich nicht mit Ihnen glauben, daß ein Talent sich Bahn brechen muß, wer so freudlos ist wie ich, wird immer im Schatten stehen.“

Von einem plötzlichen Impulse getrieben, ergriff er die kleine Hand des schönen ersten Mädchens, das trotz aller Anmut und Lieblichkeit einen herben Zug von Entsagung um den feinen Mund trug, der sein Herz wunderbar rührte, und er sagte warm: „Lassen Sie mich versuchen, Ihnen ein Freund zu werden, ihr Streben interessiert mich und vielleicht kann Ihnen der Rat eines schlichten aber erfahrenen Mannes von Nutzen sein, ich kann es nicht ohne Mitgefühl sehen, wenn die Jugend verzagt und besonders bei Ihnen darf ich es nicht leiden.“

Einen Augenblick sah sie mit großen, überraschten Augen in sein ernstes Gesicht, das aber in seiner kräftigen Männlichkeit, dem bestechend treuherzigen Blick der klugen Augen so vertrauenerweckend erschien, daß sie nur einfach, aber mit dem Klange leiser Innigkeit und einem warmen Druck der Hand antwortete:

„Ich danke Ihnen; aber seien Sie ein wahrer Freund und tadeln Sie auch, wo es Ihnen nötig scheint.“

„Versteht sich!“ erwiderte er launig und setzte ernster hinzu: „jede gerechte Kritik hat ihren Segen; sie ist ein Fördernis der Kunst bei den Künstlern, des Verständnisses bei dem Publikum. Sie müssen aber wirklich nicht denken, daß der Wert eines Bildes vom Verkauf desselben abhängt, im Gegenteil finden oft die mittelmäßigen Bilder die ersten Käufer, weil sie auch gewöhnlich am niedrigsten im Preise, denn leider sind zwei Drittel der Besucher solcher Ausstellungen nicht zu den Kunstkennern zu rechnen. Größtenteils ist daher der Verkauf Glücksfache, und die besten Bilder gehen wieder zu ihrem Schöpfer zurück. Ein junges Talent kann heutzutage nicht so schnell Erfolge haben. Unser praktisches, nüchternes Jahrhundert ist wenig dazu angelegt, die Kunst zu fördern und ihre Jünger zu unterstützen.“

„Sie sind sehr gütig, Herr Professor, mir so freundlich Mut zuzusprechen, ich werde Ihrer Worte in Augenblicken des Zweifels gedenken. Sie scheinen überall ein Helfer zu sein; gestern waren Sie so freundlich, meine Nichte in Ihren Schutz zu nehmen, ich bin Ihnen doppelt verpflichtet.“

Mit lebhaftem Interesse sah der Professor in Hedwigs zartes, junges Gesicht.

„So wären Sie die Tante der jungen Dame, von der sie mir erzählte?“ sagte er mit leichter Betroffenheit, „ich hätte dieselbe mir nicht so jung vermutet.“

„Und doch bin ich es und Gertas einzige Angehörige. Das Verhältnis zwischen uns ist freilich mehr ein schweherliches, als das einer Tante zur Nichte.“

„Nun, da war ich in einem großen Irrtum. Sie werden es mir wol nicht verzeihen, daß ich in Gedanken Ihnen ein par Duzend Jahre mehr gegeben habe.“

„Ueber eine solche Eitelkeit bin ich hinaus, denn eigentlich war ich niemals jung, wenigstens nicht im Sinne anderer junger Mädchen. Das Leben hat mich früh auf einen ersten Platz gestellt, mir zeitig Pflichten zu erfüllen gegeben, daher kommt es wol, daß ich mir stets so alt vorkam und nie bewußt wurde, daß auch ich zur Jugend gehörte,“ entgegnete Hedwig einfach. Dann, als sie seine Augen so merkwürdig teilnamvoll auf sich gerichtet sah, griff sie hastig nach ihren Blumen und wachte sich zum Gehen mit den lächelnden Worten: „Adieu, Herr Professor, noch einmal herzlichen Dank in doppelter Beziehung.“

Eine graziose Verbeugung und sie war gegangen.

Mit augenscheinlichem Interesse sah der Professor der verschwindenden schlanken Gestalt nach.

„So jung und schon so ernst,“ murmelte er, „das Leben scheint sie in eine ernste Schule genommen zu haben, ich möchte wol ihren Charakter näher kennen lernen. Ich glaube, die kleine Sylphide, die gestern so lustig plaudernd an meinem Arm schwebte, würde sich im Kampf mit dem Leben nicht so bewähren.“

Flüchtig eilte Hedwig in ihr stilles Mansardenstübchen hinauf und mit warer Begeisterung ging sie heute an ihre Arbeit, die ihr mehr als je gelang.

Wie wenig gehört doch dazu, den Mut der Jugend neu zu beleben. Waren des Professors Worte eine Zauberformel gewesen, daß sie so freudig schaffte und es hin und wieder wie Sonnenschein über das blasse zarte Antlitz flog?

Der Begegnung im Garten folgten öftere zufällige Zusammentreffen im Museum. Die Kunst bot den nie versiegenden Stoff zur Unterhaltung zwischen dem Professor und Hedwig und befestigte ihren jungen Freundschaftsbund mehr und mehr. Und welcher ein Genuß war es für Hedwig, mit einem so kenntnisreichen Führer die Kunstschätze zu betrachten, stundenlang hätte sie seinen erklärenden Worten lauschen mögen. Und wie geduldig er ihre vielen Fragen beantwortete; hin und wieder glitt wol ein süchtiges Lächeln über seine ersten Züge, wenn in Hedwigs sonst so merkwürdig gereifte Ansichten eine ihrer Jugend entsprechende, unerfahrene, fast kindliche Bemerkung fiel, das ihr aber unendlich zutrauenerweckend schien. Den freundlichen Belehrungen eines so wissenschaftlich gebildeten Mannes gegenüber kam sie sich recht klein und unbedeutend vor, und doch sagte ihr ein still freundliches Gefühl, daß er sich gern mit ihr unterhalte. Mit ungeteilter Bewunderung las sie auch seine Schriften, die Sensation in der gebildeten Welt erregt, lernte in ihnen seinen ersten, gefestigten Charakter bis in seine Tiefen kennen und war stolz, ihn Freund nennen zu dürfen.

Auch in ihrem bescheidenen Arbeitszimmer, Atelier durfte man es wol nicht nennen, suchte der Professor sie auf, erschien auch hier belebend und lehrend, sie zu neuem, freudigen Schaffen aufmunternd.

So wirkte er in jeder Beziehung anregend auf sie, die bisher allen Mut, jede Lebenskraft aus sich selbst hatte schöpfen müssen und in den drückenden Verhältnissen schwer damit ausgekommen war. Jetzt aber glaubte sie wieder an ihr Talent und tat ihr Möglichstes, den Beifall des Freundes und Kunstkenner zu erreichen. Freilich nicht immer lobte er, sondern sprach unumwunden auch einen Tadel aus, wo es geboten, aber diese unparteiische Rechtlichkeit schätzte sie gerade und seine milde Rüge verletzte sie weniger, als es oft die faden Schmeicheleien von Ignoranten getan.

So ernst und gehalten der Professor nun mit Hedwig sprach, so ungezwungen neckte und plauderte er mit Gerta. Diese freilich besaß weniger Verständnis für Kunst und Wissenschaft, wenn sie auch nicht unempfindlich für ihre Werke war. Aber sie ließ ein Bild lieber als etwas fertig Abgeschlossenes auf sich wirken, one sich um das Wie und Woher zu kümmern, wie sie sich auch unendlich viel mehr für ein leichtes lyrisches Gedicht begeisterte, als eine zum Nachdenken anregende wissenschaftliche Abhandlung. Mit äußerer Lieblichkeit der schönen Mutter schien sie auch deren neckische Oberflächlichkeit geerbt zu haben, die doch wieder vereint

mit der Herzensmilde des Vaters ihrer kleinen Person einen unwiderstehlichen Reiz verlieh.

Hedwig fand es daher natürlich, daß der ernste Gelehrte selbst von Gertas bestrickender Anmut überrascht und gefesselt schien, hatte diese doch eine so eigene einschmeichelnde Weise, sich jedem in das Herz zu stellen, mit allen zwanglos zu verkehren, wohingegen Hedwig mehr eine reservierte Natur war und es nur einem ersten Forscher gelingen konnte, diesen Schatz von tiefer Empfindung und Seelenhöhe zu heben. Auch Gerta fand den Professor anziehend und interessant, aber während Hedwig sonderbarer Weise seinen Namen ihr gegenüber selten erwante, versicherte sie ganz offen, daß er ihr ausnehmend gefalle, und er auch ihre Leiden, ihre Freuden kenne und für sie eine freundliche Teilname zeige. Dann aber kam plötzlich sein Name nicht mehr über Gertas Lippen und doch traf sie oft one Hedwigs Beisein mit ihm zusammen. Was sie sonst selten getan, sie betrat jetzt oft den kleinen Garten hinter dem Hause. Früher hatte sie mit komischem Seufzer geäußert, das viele Treppensteigen verkümmere ihr den Naturgenuß da unten, sie fände einen kleinen grünen Fleck in dem Häusermeere Berlins zwar sehr hübsch und angenehm, doch nur wenn man parterre wohne und höchstens eine kleine Verandatreppe hinunter zu gehen habe; nun jedoch schenkte sie nicht die vielen Stufen hinunter und wieder hinauf und auch der Professor schien gerade zur selben Zeit das Bedürfnis einer Promenade zu empfinden, denn Hedwig erblickte von ihrem Fenster aus häufig beide im Garten auf- und abgehend und wie es schien, in sehr eifrigem Gespräch. Einst sogar bemerkte sie, wie Gerta jenem in ihrer Lebhaftigkeit beide Hände und hocherglühend reichte, und er sie dann lächelnd an die Lippen fürte.

Da durchzuckte sie ein eigentümliches Gefühl, heiß strömte ihr das Blut zum Herzen und eine heftige, zornige Empfindung wallte in ihr auf, als möchte sie Gerta von seiner Seite entfernen. Und da riß plötzlich der Schleier, der so lange Jahre um ihre Seele gelegen, sie fühlte, daß sie jenen Mann, der ihrem einsamen Leben eine neue Weiße gegeben, liebe mit ganzer voller Seele, wie sie nichts vorher geliebt. Wie erblaste vor diesem mächtigen Gefühl jene Kinderneigung, die sie vor langer Zeit für jenen Maler empfunden. Dies so lang verschlossene, schlummernde Frauenherz war wachgeküßt vom Stral einer echten, waren Liebe.

Wunderbar belebte und verjüngte diese Empfindung ihre edlen, bleichen Züge, wie steter Sonnenschein leuchtete es jetzt auf dem feinen Antlitz. Selbst jene momentane Eifersucht auf Gerta konnte dieses Glücksgefühl nicht trüben; sie lächelte nur, daß sie einen Augenblick geglaubt, Gerta, das Kind, könne dem ersten gereiften Manne etwas sein, ihn so lieben, wie sie es tat. Und tief im Herzen sagte ihr eine Stimme, leise, aber mit beseligender Bestätigung: „Er gehört nur dir, haben seine lieben Augen es doch so oft leuchtend verkündet, und sie vermögen nicht zu täuschen.“

Wie leicht ertrug sie nun Mühen und Sorgen, über allem erhaben schwebte ihre Liebe zu dem Manne, dessen hehrer Geist und edler Charakter ihre Seele auf ewig gefangen nam. Sie fragte aber nicht, was soll die Zukunft bringen, sie war nur selig in diesem neuen, alles verklärenden Gefühl. —

Doch auch Gerta schien verändert. Ihre sonstige fröhliche Lebhaftigkeit, mit der sie jubelnd wie eine Lerche die Mansarde mit Scherzen und heiteren Liedern erfüllte, war plötzlich ganz von ihr gewichen und eine Ruhe beherrschte sie, welche sie mit der größten Unlust und fast nervöser Reizbarkeit ihre Arbeit, das Blumenmachen verrichten ließ. Ihre kleinen zierlichen Finger warfen die hübschen Blumengewinde jetzt häufig ungeduldiger als je durcheinander, oder sie ruhten auch müßig im Schoß, während die dunklen Augen, weit über die Blumen fort, leuchtend in die Ferne sahen, und es war augenscheinlich, daß ihr zierliches Köpfchen mit ganz anderen Gedanken als der unschuldigen Ursache ihrer Ungebuld beschäftigt war — vielleicht mit rosigem Zukunftsträumen? —

Dann geschah es wol, daß sie mitten in der Arbeit oder dem süßen Nichtstun hastig aufsprang, mit einem Gemurmel von Kopfweh — Krankwerden — frische Luft — nach Hut und Handschuhen griff und eilig hinausstürmte, one Hedwigs ängstliche Fragen zu beantworten.

Diese, welche von dem Gefühl ihrer Liebe so völlig durchdrungen, jetzt gar keine andern Bedürfnisse zu empfinden schien und von einer süßen Zufriedenheit mit der ganzen Welt erfüllt war, bemerkte mit innerer Pein das unruhige zersarene Wesen Gertas. Es schmerzte sie tief, ihrem kleinen Liebling nicht ein

rölicheres Leben bereiten zu können, und doch schien es ihr auch wieder, als wenn die beschränkten freudlosen Verhältnisse es nicht allein wären, die ihre Frölichkeit so völlig niedergedrückt und ihrem sonst so plauderhaften kleinen Mund so tiefes Schweigen auferlegte. Hinter Gertas räthelhaftem Wesen barg sich offenbar ein Geheimnis, schon ihr häufiges Ausgehen, bei dem sie sich mit augenscheinlicher Hast Hedwigs Begleitung entzog, bestätigte es. „Sollte doch der Professor damit zusammenhängen?“ fragte sich letztere nun doch mit heimlicher Unruhe, „dies öftere Begegnen mit ihm ist gewiß mehr als Zufall.“

Sie empfand schmerzlich und gekränkt Gertas Verschlossenheit, und doch wieder mußte sie sich desselben Fehlers zeihen. Barg nicht auch ihr Herz ein Geheimnis? Aber unmöglich wäre es ihr gewesen, diese schneue, heilige Empfindung an's Licht zu ziehen, vermochte sie es doch nicht, durch das leiseste Wort sie auch nur anzudeuten. Nur ihr Schaffen und Wirken in der Kunst konnte davon erzählen, und die Schwingen ihres schönen Talentos wuchsen mit dem Gefühl ihrer Liebe.

Daß aber Gott Amor auch in Gertas Herzen eine Fackel angezündet hatte, dies eine wenigstens wurde Hedwig klar, als sie eines Tages zufällig ein beschriebenes weißes Blättchen fand, das Gerta in ihrer nachlässigen Herstreuthheit offen liegen gelassen, und sie erstaunt folgende Worte las:

„Mein holder Engel! Die alte Dame ist gewonnen; es wird heute alles festgesetzt werden, und bist Du erst im Hause, wird sie Dir kleinen Zauberin eben so wenig widerstehen können, als ich es vermochte. Also nur Mut, bald werden wir unsere Liebe offen bekennen können.“

Dein Herbert.“

Als wäre das unschuldige weiße Blatt plötzlich zur Schlange geworden, so hastig ließ Hedwig es fallen und „Herbert“ murmelte sie mit erblaßten Lippen; seine Name, hatte sie ihn doch so oft leise und wie lieblosend vor sich hingeprochen, wenn er ihr auf dem Titelblatte vor des Professors Werken begegnet. Doch gleich darauf hob sie lächelnd das schmerzgebeugte Haupt, während sie wie beruhigt flüsterte: „Aber kann es denn sein, hätten seine treuen ernstigen Augen gelogen? Und ich glaube ihnen ja so gern. Gibt es denn nicht noch andere dieses Namens, wenn er auch für mich der einzige ist.“

Daß sie jedoch Gertas geheimnisvolles Treiben, ihr öfteres Briffschreiben und alleiniges Ausgehen, das sie durch eine direkte Frage nicht enträtseln mochte, nun mit größerer Unruhe noch betrachtete, war wol natürlich.

Soeben tat Hedwig den letzten Pinselstrich an dem Bilde, welches sie im nächsten Monat auf die Kunstausstellung zu schicken beabsichtigte. Prüfend glitt ihr Blick noch einmal darüber hin und leise murmelte sie: „Ich hoffe, er wird zufrieden sein.“

Es war ein reizendes Blumenstück; die Fliederzweige, welche Professor Harms für die junge Malerin gepfückt, in sinreichem Arrangement mit einigen dunklen Rosen und zarten Gräsern geordnet, von blauen Faltern umgänckelt, so duftig frisch auf die Leinwand gehaucht, so unendlich natürlich in ihrem tauigen Hauch, daß Hedwig wirklich auf ihr Werk stolz sein konnte.

„Es soll one meinen Namen gehen, ich will seine Kritik nicht von persönlichen Rücksichten beeinflusst sehen, und wenn es gefällt, dann ist die Ueberraschung doppelt groß,“ flüsterte sie mit stillem Lächeln.

„Bist du mit deinem Bilde fertig, Hedwig? Dann will ich

dir eine Neuigkeit mitteilen,“ tönte Gertas klare Stimme vom anderen Fenster, wo sie ebenfalls mit ihren Blumen beschäftigt gewesen, zu der anderen hinüber.

„Nun, was ist's Kleine? Ich bin bereit zu hören. Seit Wochen komst du mir schon so geheimnisvoll vor und hast mich in der Tat neugierig gemacht.“

„Ich kann dir auch nur die eine Hälfte meines Geheimnisses mitteilen, die zweite liegt noch in der Zukunft dunklem Schoß,“ erwiderte Gerta leise seufzend. „Zuerst aber wollen wir diesen Kranz begraben, denn es ist der letzte, holde Tante, den deine glückliche Nichte verfertigt hat,“ für sie lächelnd fort. Und sie nam das eben beendete Maiblumengewinde, legte es in eine dazu passende Schachtel und diese in einen großen Karton, den sie dann unter Hedwigs erstaunten Augen mit sämtlichen Utensilien und allem Material zu weiteren Arbeiten füllte. Darauf schloß sie den Deckel mit einem tiefen Atemzuge und sagte feierlich:

„Meine Hand hat euch begraben, möge eine andere euch auferwecken,“ und zu Hedwig eilend, setzte sie lachend hinzu: „Ja Liebste, du laßt es glauben, die Misere mit dem Blumenmachen hat ein Ende, von der nächsten Woche ab bin ich wolbestalltes Gesellschaftsfräulein der reichen Kommerzienrätin Lindner.“

„Gerta, du scherzest! Unmöglich konntest du ein solches Projekt vor mir verheimlichen. Es zeigt wenig Liebe und Rücksicht meinerseits, daß du auf Verbindungen eingehst, one mich auch nur zu fragen,“ wante sich Hedwig gekränkt ab.

„Süße Hedwig, sei mir nicht böse,“ schmeichelte Gerta, ihr rosiges, freudig erregtes Gesichtchen zu ihr neigend; „ich gebe dir vollkommen Recht und habe mir oft genug Vorwürfe über mein heimliches Handeln gemacht. Aber Professor Harms meinte, ich solle dich nicht mit meinen Plänen beunruhigen, ehe sie nicht eine Garantie für mein Glück böten, und so habe

ich geschwiegen. Gest, Schatz, du verzeihst mir? sonst muß ich den Professor zu dir schicken, daß er für mich spricht.“

In plötzlichem tiefem Weh zog sich Hedwigs Herz schmerzlich zusammen. „Also wußte er von deinen Plänen, Gerta?“ entgegnete sie mit merkwürdig klangloser Stimme und geisterhaft erblaßtem Antlitz, „dann muß ich mich wol beruhigen; der Professor wird dich zu keinem törichtem Schritte verleitet haben.“

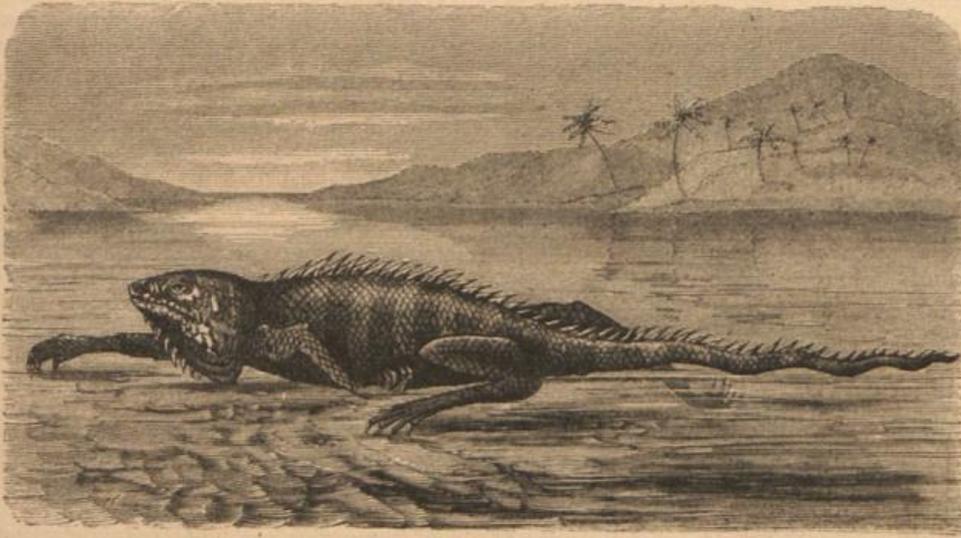
„D, nein! Durch seine gütige Fürsprache habe ich die günstige Stellung bei der alten Kommerzienrätin erhalten,“ erwiderte jene eifrig und wie eine Granatblüte erglühend. „Sie ist eine Bewirte von ihm und ich werde in ihrem Hause sehr gut aufgehoben sein. Aber sage mir Hedwig, daß du gern einwilligst, daß du dich mit mir freust,“ bat sie, ihre Arme um Hedwigs Hals schlingend, „sonst kann ich doch nicht glücklich sein.“

Mit zitternder Hand und doch inniger Bärtlichkeit strich diese das Haar aus Gertas glühender Stirn, aber ihr Gesicht war marmorbleich, als sich mühsam die Worte von ihren Lippen rangen: „Dein Glück, Gerta, ist meine einzige Aufgabe, darum geh mit Gott, mein Liebling; wohin Professor Harms dich führt, da wirst du keinen Schaden leiden, — ich weiß es.“

Jetzt erst bemerkte Gerta Hedwigs tiefe Blässe, ihre erloschenen Augen.

„Am Gotteswillen, was ist dir?“ rief sie erschrocken. „Nichts, Kind! Nur ein plötzlicher Schwindel, wahrscheinlich habe ich zu viel gearbeitet. Nichts fehlt mir als Ruhe,“ und wankend ging sie in ihr kleines Schlafgemach. —

(Schluß folgt.)



Reguan, einen Fluß überschreitend. (Seite 319.)

# Die Urkunden des Menschengeschlechtes.

Von Paul Schäfer.

Der Wert der Darwinschen Theorie geht weit über den einer naturwissenschaftlichen Hypothese hinaus. Im Zusammenhange mit andern, in den philosophischen und geschichtlichen Disziplinen sich Bahn brechenden Theorien bildet sie die Grundlage einer neuen Weltanschauung, welche für die Zukunft nicht nur auf das menschliche Erkennen, sondern auf das gesamte menschliche Leben bestimmend wirkt. Es wird one weiteres zugestanden, daß es heute schwer sein dürfte, diese Behauptung in ihrem vollen Umfange zu erweisen; wir stehen jetzt noch inmitten der Bewegung, welche jener Weltanschauung zum Durchbruch helfen soll, und erst am Schlusse wird man sie voll übersehen können; die Beweisfähigkeit unseres Satzes wird dadurch jedenfalls nicht angetastet.

Die Darwinsche Theorie trat als eine naturwissenschaftliche Theorie auf und befreite die gesamten Naturwissenschaften von dem Drucke einer Philosophie, welche zwar angeblich Naturphilosophie war, aber doch nichts zur Erkenntnis der Natur beitrug, sondern durch Regirungen und Consistorien geschützt auf hohen und niederen Schulen mit ihren theologischen und philosophischen Systemen sich breit machte und die Natur in diese Systeme einzuzwängen suchte. Es hat jederzeit Männer gegeben, welche gegen solches gewalttätiges Vorgehen sich anlehnten, und der Kampf der Naturforschung gegen die Philosophie währt ja noch, wenn auch sieglos für die letztere, in der Gegenwart. Der Naturforscher soll keine Gesetze geben, sondern finden, ist der Grundsatz der neueren Forschung; will er aber die Gesetze finden, so muß er beobachten, suchen. Deshalb ist die Arbeit der Naturforschung heut ein Suchen, Sammeln von Tatsachen, und jeder ware Naturforscher soll sich heute wol hüten, voreilig Schlüsse zu ziehen und Systeme aufzubauen; ein Standpunkt, welcher dem noch vor vierzig Jahren fast allgemein gültigen gerade entgegengesetzt ist. Aber das Publikum — und das ist sehr natürlich — interessiert sich nicht sowohl für die Forschung, als vielmehr für die Resultate, und diese Resultate faßt es zusammen als seine Naturanschauung. Wenn daher der Naturforscher sich heut dazu herbeiläßt, Resultate zu geben, so geschieht dies stets mit dem Bewußtsein, daß dieselben verbessert werden können und müssen, und es geschieht ebensowol in Rücksicht auf das Publikum als aus dem natürlichen Bedürfnis des Forschers selbst, wenn er seine Beobachtungen übersichtlich zusammenfaßt.

Dies würde aber wesentlich ein negativer Einfluß sein zur Feststellung des Standpunktes für die Forschung; auf alle Zweige der sogenannten beschreibenden Naturwissenschaften hat der Grundsatz befruchtend gewirkt: kein organisches Geschöpf, weder Pflanze noch Tier ist auf der Erde durch einen willkürlichen Schöpfungsakt entstanden, sondern die vorhandenen Arten haben sich aus weniger vollkommenen zu vollkommeneren entwickelt; ein willkürlicher Schöpfungsakt könnte daher nur noch für die ersten organischen Wesen angenommen werden in dem Falle, daß man die bisher allerdings nicht erklärte Entstehung derselben aus den bis her unorganischen Stoffen oder eine Einwanderung von anderen Weltkörpern her unter keinen Umständen für möglich halten will. Die ganze Tätigkeit der Forschung auf diesen Gebieten erstreckt sich heut darauf, den vollständigen Beweis für den als zweiten angeführten Grundsatz beizubringen.

Es hat zu allen Zeiten die Ansicht Vertreter gefunden, daß der Mensch ein innerhalb der Natur stehendes Wesen sei und von derselben nicht losgelöst werden könne, gegenüber der andern, daß der Mensch eine eigene Kategorie bilde, ein zwischen Gott und Natur in der Mitte stehendes Wesen sei. Die Stellung aber, welche nun den Menschen angewiesen wurde, scheint der Würde desselben sowenig angemessen, daß sie bisher noch den lebhaftesten Widerspruch erfährt. Die Frage nach der ältesten Vergangenheit des Menschen, welche mehr Licht über seine Herkunft verbreiten sollte, ist seitdem zu viel größerer Bedeutung gelangt, als ihr noch vor dreißig Jahren beigelegt wurde, und die Urgeschichte der Menschheit ist zu einem besonderen Zweige der Kulturgeschichte und der Paläontologie herangewachsen. Die folgende Betrachtung will sich mit Ausschluß alles Philosophirens über diesen Gegenstand nur mit den auf und in der Erde vorgefundenen ältesten Ueberresten des Menschen und seiner Tätigkeit beschäftigen.

Wann sind die Menschen zuerst auf der Erde aufgetreten?

Diese Frage ist heut noch ein Problem; sie fällt zusammen mit der andern: In welchen Schichten der Erde finden sich die ältesten Reste der Menschen oder der von ihnen angefertigten Gegenstände? Stellt man die Frage in dieser Form, so fällt ihre Beantwortung der Geologie und Paläontologie anheim, obwol die Wissenschaften es nicht allein sind, welche Interesse an der bestimmten Beantwortung der Frage nach dem Alter des Menschengeschlechtes haben. Die Antwort lautet in allgemeinsten Fassung: Der Mensch trat erst auf, nachdem die weniger hoch organisierten Wesen, die Schädellosen, Fische, Reptilien, Vögel, Säugetiere ihre vollkommensten Formen hervorgebracht hatten. Diese gehören früheren Perioden der Entwicklung der Erdoberfläche an, und erst am Schlusse der letzten derselben, der Tertiärzeit trat der Mensch auf. Die Erdschichten, welche in jener Zeit gebildet wurden und durch die in ihnen enthaltenen Reste und Abdrücke organischer Wesen uns über die damals lebende Tier- und Pflanzenwelt Aufschluß geben, sind bisher nur im westlichen und mittleren Europa, Frankreich, England, Deutschland, dem Alpengebiet, ferner in Nordamerika und in Indien am Südhange des Himalajagebirges untersucht worden. In Europa sind es das Pariser, das Londoner Becken, die Auvergne, das Rhonetal, das Elsaß, bei Mainz und Worms, der bairische Jura, das Wiener Becken und die Bergwerke bei Athen, welche bereits eine reiche Ausbeute gewärt haben.

Westeuropa sah am Schlusse der Tertiärzeit anders aus als heut; die norddeutsche Tiefebene war noch vom Meere bedeckt und ein breiter Arm überflutete das westliche sarmatische Tiefland, indem er Skandinavien mit Finnland zur Insel machte. Dichte Urwälder zogen sich über Süddeutschland, die Schweiz und Frankreich, das Rheintal war eine sumpfige Niederung. Die große Bal und Mannichfaltigkeit der Pflanzenreflexer deutet auf eine üppige Vegetation; auch war das Klima vermutlich wärmer als das gegenwärtige. Die Formen der Säugetiere waren größer als diejenigen, welche heut die Erde bewohnen. Die Dickhäuter, jetzt auf die tropische Zone der alten Welt beschränkt, waren damals auch in Europa verbreitet. Es wurden mehrere Elefantenarten gefunden, unter ihnen das Mammut, größer als der indische Elefant, mit langem Rüssel und großen, nach dem Kopfe zu kreisförmig zurückgebogenen Stoßzähnen und mit einem langhaarigen Pelz ausgerüstet; im sibirischen Eise wurde 1790 ein Exemplar eingefroren gefunden, und ein Bild dieses Tieres auf einem Stoßzahn eingeritzt in einer belgischen Höhle. Neben den großen Arten lebten in der Mittelmeerregion zwei kleine, welche die Größe eines Pferdes nicht überschritten. Die plumpen Flusspferde hausten in den Sümpfen des Rheintales, Baierns und der Schweiz; eine Form (*Dinotherium giganteum*) erregt besonders Interesse. Der Kopf ist doppelt so groß als der des Elefanten. Der Schädel, mit kurzem Rüssel versehen, wurde 110 cm lang und 65 cm breit gefunden; die Augen liegen hoch in der flachen Schädelwölbung, so daß der Ausdruck dieses Tierkopfs ein sehr dummer gewesen sein muß; die Stoßzähne stehen im Unterkiefer und sind nach unten gerichtet, das Tier kann sie nur benutzt haben, um sich mit denselben aus dem Wasser auf das feste Land heraus zu helfen und etwa den Boden nach Wurzeln zu durchwühlen; seine Länge wird der Größe des Kopfes entsprechend auf fünf und zwanzig Fuß geschätzt. Ein anderer Dickhäuter (*Mastodon*, *Warzenzahn*) zeigt Malzane mit eigentümlichen Höckern versehen, wie sie heut nicht mehr bei lebenden Tieren vorkommen. Unter den Wiederkäuern waren besonders zahlreich die Hirche vertreten, daneben die Antilopen, Kinder, Wisjams; Einhufer in unserm Sinne gab es noch nicht; bei den bisher aufgefundenen Pferdearten der jüngeren Tertiärzeit ist neben dem Mittelfinger, dem sogenannten Laufknochen, welchen die jetzt lebenden Arten allein noch besitzen, der zweite und vierte Finger erhalten, wenn auch nur verkümmert; bei früheren Arten sind beide noch so groß, daß sie beim Stehen dem Tier zur Stütze dienen konnten; bei noch älteren ist auch der fünfte Finger vorhanden, so daß die Entwicklung der Art sich an diesen Beispielen deutlich zeigt. Ueberhaupt sind unsere jetzt lebenden Arten in älteren tertiären Schichten durch solche Sammelcharaktere verbunden, so daß es manchmal nicht möglich ist, sie einer bestimmten Art einzureihen; so finden sich der Charakter des Pferdes und Schweins,

des Wiederläuers und Tapirs, von Wiederläuer und Schwein, Affen und Halbaffen verbunden. An kleineren Tieren, wie den Ragen, war zur Tertiärzeit kein Mangel.

Diese Pflanzenfresser gaben vielen Fleischfressern die Nahrung. Der furchtbare Herdier jener Zeit mag ein löwenähnliches Raubtier gewesen sein, Machärodon (Messerjan). Sein furchtbares Gebiß läßt es wilder und gefährlicher erscheinen, als unsere gegenwärtigen Katzenarten; einige Löwenarten bewohnten Deutschland, ebenso Bären und die hundartigen Raubtiere; der damalige Vertreter war größer und stärker als alle heutigen Hunde, und da er jedenfalls, wie diese, die Gewohnheit hatte in Rudeln zu jagen, so mag er wol auch größeren Gegnern gefährlich geworden sein.

Erwägt sei noch, daß auch die Affen durch mehrere Arten in Deutschland vertreten waren; unter ihnen befanden sich zwei große schmalnasige Affen, welche dem Menschen noch ähnlicher waren als die heutigen Antropoiden.

Aus der Vogelwelt sind uns nicht so reichliche Reste erhalten.

Dies war die Umgebung, in welcher der Mensch zuerst auftrat. Am Schluß der Tertiärzeit erfolgte jene allgemeine Erniedrigung der Temperatur, welche die völlige Vergletscherung Europas bis zu den Alpen herbeiführte. Die Sommerwärme wirkte entweder so kurz oder so gering, daß sie die im Winter gebildete Eisddecke nicht wieder zu schmelzen vermochte, und so nam diese dann stetig zu; an manchen Stellen muß sie drei- bis viertausend Fuß mächtig gewesen sein. Die Spuren dieser Gletschermassen sind bis zu den Alpenseen Italiens, den Karpaten, Frankreich und England nachgewiesen. Daß die Eiszeit im nordwestlichen und mittleren Europa geherst hat, ist eine wissenschaftlich feststehende Tatsache; nach dem, was wir jetzt auf der Erde sehen, würde eine Erniedrigung der Durchschnittstemperatur um 4° C. schon genügen, eine neue Eiszeit hervorzurufen; seit etwa tausend Jahren hat sich eine solche im arktischen Amerika, den nördlich gelegenen Inseln, Grönland, Island entwickelt; Grönland wurde von seinen normännischen Entdeckern so benannt, das grüne Land, es gestattete das Klima den Garten- und Ackerbau, die Bevölkerung war zahlreich genug, die Entsendung eines Bischofs dorthin zu rechtfertigen, die Reiche der Ortschaften des Sprengels ist uns aufgezeigt worden. Jetzt ist das ganze Land von einem einzigen Hochlandsgletscher überdeckt, und nur da, wo auf der Westküste der südlichen Spitze ein Arm des Golfstroms das Klima wenig mäßigt, haben sich die Eskimos angesiedelt, welche nur soweit südwärts gehen, als es ihnen nicht zu warm wird; mit aller Mühe in Beeten unter Glasscheiben wird die Kartoffel gezeugt, aber sie treibt trotzdem nur weiße Schößlinge. An Getreide- und Obstbau ist nicht zu denken. Früher war es das Meer allein, welches reichlichen Unterhalt gewährte, jetzt ergänzt die Zufuhr aus Dänemark alljährlich das Fehlende. Auch auf Island hatte sich ein reiches Leben entfaltet, Gartenkultur, Ackerbau, Viehzucht standen in hoher Blüte, die Waldbäume brachten nutzbares Holz, das isländische Holz war zum Häuser- und Schiffsbau ganz vorzüglich zu verwenden; auf den Wiesengründen des nördlichen Abhanges lebten über 100 000 Menschen. Zwar hatten die Normannen um 900 n. Chr. der Insel auch schon den Namen des Eislandes gegeben, wenn derselbe nicht als Eiland zu erklären ist, aber jetzt erst verdient sie den Namen; Naturereignisse, Hungersnot, Seuchen, die erniedrigte Temperatur haben das organische Leben zumteil vernichtet. Die ganze große Insel ernährt nur noch 70 000 Einwohner, statt der Wälder findet sich nur Busch- und Krüppelholz, welches zur Verarbeitung nicht gebraucht werden kann, wenig Gemüse bringen die Gärten der Hauptstadt Reikiavik hervor, Getreide kann nicht mehr gebaut werden. Die ehemals fruchtbaren Wiesen sind von Lavamassen und Gletschern überdeckt. Diese Eiszeit ist noch im Entstehen; wir sehen aber daraus, daß wir überhaupt die Eiszeiten keineswegs zu den ungewöhnlichen Naturereignissen zu rechnen brauchen. Die Gründe der Entstehung sind freilich noch nicht klargelegt, auch nicht, ob wir sie uns als lokal, oder auf der nördlichen Halbkugel allgemein, oder auf beiden Halbkugeln gleichzeitig oder abwechselnd, als wiederholt eingetreten zu denken haben.

Die wichtige Folge der Eiszeit war geologisch die Bildung der norddeutschen Tiefebene. Als bei der wieder zunehmenden Wärme die Eismassen zu schmelzen begannen und das Land allmählich wieder hervortrat, da brachen von dem uralten skandinavischen Gebirge herunter gewaltige Eisberge von der Gletscherdecke ab, glitten von den Abhängen herab und gerieten in jenen östlichen Meeresarm, welcher das weiße Meer mit der Ost- und

Nordsee verband. Dadurch geschah jene gewaltige Zertrümmerung des Gebirges, welche sich noch heut deutlich erkennen läßt. Steinblöcke von oft 500 Kubikmeter Rauminhalt, desgleichen ungeheure Schuttmassen fürten die Eisberge mit sich, und wenn sie in die wärmeren südlichen Meeresströmungen gerieten, schmolzen sie, der Schutt und die Blöcke, jetzt erratische, d. i. verirrte Blöcke oder Findlingsblöcke genant, fielen zu Boden, und so wurde das schwedische, ein Teil des russischen und das norddeutsche Tiefland aufgeschüttet. Man nennt diese Periode die Diluvialzeit; seitdem haben sich Hebungen und Senkungen des Festlandes fortgesetzt, in unablässiger, aber weniger gewalttätiger Arbeit haben die Flüsse die Verwitterungsprodukte, den Schutt der Berge in die Ebenen geführt und dort abgelagert; sie sind es, welche die Tiefebene immer weiter ausbauen und von neuem befruchten; diese Ablagerungen der Flüsse und des Meeres sind die Alluvionen, die Bildungszeit des Alluvium

Notwendig mußte die Tier- und Pflanzenwelt völlig verändert werden. Wenn wir uns auch nicht vorzustellen brauchen, daß die Eisdecke ununterbrochen das ganze Land bedeckt habe, so konten doch am wenigsten die Pflanzen eine so niedrige Temperatur ertragen; die Vegetation zeigte nach den Funden in der Schieferkole im ganzen den Charakter der heutigen, die Pflanzen der polaren Gegenden und höheren Gebirge hatten eine weit größere Verbreitung. Von den Säugetieren treten noch einige Löwen, Bären und Hyänen nach der Eiszeit auf, sowie mit zottigem Pelz bekleidete Dicksäuter, das Mammut und wollharige Nashorn\*); fünf Hirscharten, unter ihnen der gewaltige Riesenhirsch finden sich; neben einer ausgestorbenen Pferdeart lebte die heutige. Manche Gattungen, welche heut nicht zu den ausgestorbenen sondern den aus unseren Gegenden verdrängten zählen, weisen darauf hin, daß auch das westliche Europa weite Steppen besaß; so haben die Saigaantilope und der Springhase jetzt ihren Verbreitungsbezirk bis zum südlichen Rußland und Kleinasien; beide sind ausgesprochene Steppentiere; das Rentier, jetzt ein Bewohner polarer Regionen, war bis über Schwaben und Frankreich verbreitet, wie auch nordische Ragetiere und der Moschusochs.

Mit den Resten dieser Tiere zusammen fanden sich die ersten Spuren menschlicher Tätigkeit. Dem brüsseler Kongreß der Altertumsforscher (1872) lag eine Sammlung von Aexten und Messern vor, welche in Frankreich aus Schichten der Tertiärzeit gehoben waren; doch entschieden sich die besten Kenner solcher Fundstücke gegen die künstliche Herstellung derselben mit dem Hinweis auf das Verhalten der Feuersteinknollen. Diese springen nämlich unter dem wechselnden Einfluß der Feuchtigkeit und Trockenheit, der Wärme und Ablüftung in Splitter von mannichfaltigen Gestaltungen, welche die Formen von Messern, Lanzenspitzen, Aexten u. s. w. zeigen können. Man kann solche Sprengstücke überall in sandreichen Gegenden sammeln, wo sich auch Feuersteine vorfinden. So wurden in der libyschen Wüste Lager solcher Waffen gefunden, und die Phantasie vorerlicher Altertumsforscher bevölkerte dieselbe schon mit Stämmen in alter Zeit, welche sich dieser Steingerätshäften bedient haben sollten. Doch fiel die Sache in Nichts zusammen. Jedenfalls aber geben uns solche Funde Aufklärung darüber, wie die ältesten Menschen darauf verfallen sein mögen, sich der Steinwerkzeuge zu bedienen. Als Kulturperiode nennt man die älteste Zeit wegen der Benutzung feinerer Waffen und Geräte die Steinzeit; an sie schließt sich später die Metallzeit an.

Eine künstliche Herstellung muß man mit höchster Wahrscheinlichkeit den Kieselgeräten zuschreiben, welche zuerst von Boucher de Perthes 1847 im nördlichen Frankreich im Tale der Somme zwischen Abbeville und Amiens gefunden wurden, vermischt mit Knochen des wollharen Nashorn, des Mammut, des europäischen Flußpferdes, einer ausgestorbenen Pferdeart und anderer ausgestorbener Tiere der Diluvialzeit. Sie zeigen eine so sorg-

\*) In den Jahren 1770 und 1877 wurden zwei Exemplare des wollharen Nashorn, 1790 ein Mammut im sibirischen Eise gefunden; das Skelet des letzteren ist im Museum zu Petersburg aufgestellt. Als 1877 das Nashorn an der Lena gefunden wurde, war leider keine kundige Persönlichkeit zugegen; es wurde der Kopf und eine Vorderpfote abgeschritten und der übrige Teil des Körpers dem Fluß überlassen; jene beiden Glieder gelangten nach Petersburg; sie waren vortrefflich erhalten; das Tier war, wie die weit geöffneten Nähren schließen ließen, in einer Schneewehe erstickt und dann, als dieselbe zu Eis wurde, eingefroren. Der Kopf zeigte eine rostbraune Behaarung, während unsere gegenwärtig lebenden Dicksäuter der tropischen Zone nackte Haut besitzen.

fältige Rundung und genaue Zuschärfung, daß sie nicht wol als ein Spiel des Zufalls bezeichnet zu werden vermögen. Menschliche Ueberreste sind bisher vergeblich dort gesucht worden, wenn auch die Fundstätten von den bedeutendsten Geologen der Gegenwart durchforscht wurden. Doch darf, wie Beichel bemerkt, dieser Umstand nicht als ein Gegenbeweis gegen die Richtigkeit der Kunde angeführt werden, denn auch nach Austrocknung des Haarlemer Meeres wurden wol zahlreiche Schiffstrümmer, doch keine menschlichen Ueberreste gefunden, und doch waren Fahrzeuge auf dem Golse verunglückt und waren Seeschlachten geschlagen worden. Eine hinreichende Erklärung dieses Umstandes würde auch die scharfsinnige Vermutung von Prestwich gewären, nach welcher jene alten Bewohner der Pyrenäen auf dem Gise der Somme harpunierten, und die Steinklingen, welche nach einem verunglückten Wurfe ins Wasser fielen, sind es, welche uns von ihren Vorfertigern Kunde bringen. Dadurch wird der Mensch als ein Zeitgenosse der Eiszeit hingestellt.

Dies wird durch eine Reihe anderer Zeugnisse bestätigt. Schon früher waren menschliche Ueberreste zusammen mit den Knochen diluvialer Säugetiere in belgischen Höhlen gefunden worden, zumteil wurden menschliche Knochen aus Schichten hervorgezogen, welche tiefer lagen als die Knochenreste von ausgestorbenen Säugetieren enthaltenden.

In Deutschland wurde gleichfalls der Beweis geliefert, daß der Mensch Schwaben bewohnte, als die Gletscher noch das Rheintal und den Bodensee ausfüllten. Bei Schuffenried deckte man bei Gelegenheit von Erdarbeiten an der Quelle des Schuffen, eines Baches, welcher bei Langenargen in den Bodensee mündet, eine ungestörte Schicht von Gletscherlehm auf, in welcher sich bearbeitete Rentiergeweihe, Pfriemen mit ausgefchlitztem Dohr, eine hölzerne glattgeschabte Nadel, Angelhaken, Lanzett- und sägeblattartige Feuersteine, rote Farbkugeln zur Hautmalerei, Ahsen- und Kolenreste vereinigt fanden. Die Bearbeitung des Hornes deutet schon auf einen Kulturfortschritt. Interessant sind aber

die weiteren Beweise, welche uns einen Schluß auf das damalige Klima Schwabens gestatten. Es lagen diese Reste menschlicher Tätigkeit zusammen mit solchen des Eisfuchses, im Bau übereinstimmend mit einer Art, welche jetzt nur in Labrador haust, des Fjällkräzes, eines Bewohners der polaren Gebirge Europas; noch zwingender ist das Vorkommen von drei Moosarten, welche heute nur in den sumpfigen Wiesen der höheren Alpenregionen, der Sudeten, in Scandinavien, Grönland und dem arktischen Amerika wachsen. Hieraus folgt mit Notwendigkeit, daß Europa eine niedrige Temperatur besaß und daß der Mensch schon zur Eiszeit unser Vaterland bewohnte. Bei Blaubeuren lagerten menschliche Reste zusammen mit Scherben von Tongeschirren, welche ihrer flachen Form wegen zum Rösten oder Braten gedient haben mögen; zu den damaligen Tieren im Tale der Blau gehörten neben dem Mammuth und Elephanten auch ein stattlicher Löwe, drei ausgestorbene Bärenarten, das Ren, dessen Geweih auch hier zu Geräten verarbeitet ward. Viele Höhlen Westfalens, des Harzes, so die bekante Baumannshöhle, und der Rhein bergen Reste der diluvialen Höhlenfauna und des Menschen. Erwänt sei aus Deutschland noch der berühmte Schädel aus dem Neandertale bei Düsseldorf, welcher mit seiner flachen Wölbung und den gewaltigen Knochenrändern an den Augenbrauen den Beweis liefern sollte für das Heraufsteigen des Menschen aus dem Tierreich. Er ist ein Bruchstück, der Stirnteil ist nur erhalten, das Hinterhaupt fehlt. Charles Darwin nannte ihn geräumig und gut entwickelt; er faßt im gegenwärtigen Zustande 63 Kubitzoll, und würde nach Schätzungen im vollständigen Zustande 75 Kubitzoll messen. Da nun europäische Schädel zwischen 55 und 114 Kubitzoll als den äußersten beobachteten Grenzen schwanken, so konnte Virchow äußern, daß er in seinen Größenverhältnissen zwischen ganz erträglichen Grenzen sich halte; außerdem rühre er von einem alten, mit Rhachitis behafteten Manne her, einer Krankheit, welche Knochenaufreibungen mit sich bringt.

(Schluß folgt.)

## Allerhand russisches.

Kein Staat der Welt krankt so sehr an den Sünden der Regierung und der Regenten wie Rußland. Alle die entsetzlichen Zustände, wie sie das ungeheure Carenreich zeigt, sind die naturgemäße Folge der Verhältnisse, die durch den Einfluß höherer Staatskrieger geschaffen wurden. Wir teilen hier in bunter Reihe einiges von den Ursachen und Wirkungen mit.

Die haarsträubendsten Maßregeln hat die Geschichte aus der Willkürherrschaft des Kaiser Nikolaus zu verzeichnen. Nach seinem polnischen Feldzuge befahl dieser die vom Flügeladjutanten Levoff in der dritten Abteilung seiner höchsten Kanzlei komponierte nationale Hymne müsse in allen größeren Konzerten und Bühnenaufführungen gesungen werden, was den Kaiser jedoch nicht verhindern haben soll, nachher zu verbieten, russische Opern zu schreiben, nachdem er die Wertlosigkeit der von demselben Gensdarmenobersten komponierten herausgefunden hatte. Von der politischen Bildung des russischen Volkes zur Zeit des Regierungsantritts des Nikolaus gibt folgende Tatsache einen Beweis. Eine kleine Anzahl von Männern aus den ersten Familien des Reichs, zum größten Teil außergewöhnlich gebildete Gardeoffiziere, welche in den Kriegen gegen Napoleon mitgekämpft hatten, waren zusammengetreten, um größere politische Freiheit anzustreben. Am Morgen des 26. Dezember 1825 zogen sie in die Nähe des kaiserlichen Residenzschlosses und riefen nach einer Konstitution. Das Volk stimmte nun zwar sofort in diesen Ruf mit ein, „Hurrah Konstitution,“ schrie es in einem fort, — wer aber möchte sich des Lachens erwehren, wenn er erfährt, daß diese Leute „Konstitution“ alles Ernstes für die Gemalin Konstantins, des legitimen Nachfolgers Alexander I., der aber seinen Rechten auf die Krone entsagt hatte, hielten, und daß andere, denen man von Republik sprach, ganz treuherzig erwiderten: „Gut Republik, aber wer wird dann unser Kaiser sein, wenn es nicht mehr Nikolaus ist?“ —

Palreich sind die russischen Orden; es gibt deren in den verschiedenen Arten und Abarten mit Einrechnung ihrer Klassen und der kaiserlichen Namenszeichen, sowie der die Pal der Dienstreitenden Schnallen, ungefähr sechzig. Man kann zuweilen auf

einer Uniform zwanzig solcher Ehrenzeichen beisammen sehen. Charakteristisch ist die Anekdote, daß sich um das Jahr 1830 ein Hofbeamter den Hals abschnitt, weil man ihm bei einer Feierlichkeit einen niedrigeren Sitz anwies, als ihm nach der hierarchischen Rangordnung zum.

Noch im Jahre 1859 wurden Zirkulare erlassen, welche bestimmten, es sei jedermann verboten, in Rußland zu reisen, um statistische oder ethnographische Erkundigungen einzuziehen, es sei denn mit spezieller Autorisation der Regierung. Das Zensurkomitee in Moskau erhielt in den letzten Monaten des genannten Jahres Weisung, ja nicht von Diebstählen und Erpressungen berichten zu lassen, wofür die juristischen Beweise erbracht seien, und das betreffende ministerielle Schreiben bemerkte bei diesem Anlaß besonders, daß die Regierung die Öffentlichkeit vollständig unnütz finde und ihrer Würde etwas zu vergeben glauben würde, wenn sie den durch die Presse zum Ausdruck gebrachten Klagen über Mißbräuche oder ihren Erzählungen von solchen die geringste Aufmerksamkeit schenken wollte. Die Publikationen der Moskauer Altertums-Gesellschaft wurden suspendiert, die „Zeitschrift für Ethnographie“ verboten. Der Zensor Krassowski, Geheimrat, Inhaber vieler hoher Orden, Vertrauter dreier Unterrichtsminister, Grenzhüter über die Litteratur des Auslandes, letzte Instanz über die Beschwerden aller Zensoren und — Mitglied der Akademie der Wissenschaften, veranlaßte im Jahre 1849 ein Dekret, welches alle bildlichen Darstellungen beanstandete, wenn sie Frauen vorführten, die nicht vollständig, d. h. vom Kinn bis zu den Füßen, bekleidet waren. Er ließ den Druck des russisch-deutsch-französischen Wörterbuchs von Reiff einstellen, weil in demselben unpassende und unsittliche Ausdrücke mit aufgezaßt seien. Was mag dieser Mann für Begriffe von den ersten Lebensbedingungen der bildenden Kunst, vom Zweck der Sprachwissenschaften gehabt haben! Und dabei war das „vornehme Rußland“ lüftern bis zum Kell!

„Die Räuber,“ „Fiesko,“ „Tell,“ „Emilia Galotti,“ „Egmont“ standen völlig unter dem Bann eines strengen Verbots; die Opern „Tell“ (von Rossini), „Die Hugonotten,“ „Czar und Zimmer-“

mann“ durften nur mit den lächerlichsten Um- und Unbildungen in Art, Zeit, Titel und Personen aufgeführt werden.

Das Loos der meisten Schriftsteller unter diesen Umständen war natürlich ein ungemein trauriges. Der junge Dichter Poleschew wurde wegen eines in seinen Universitätsjahren verfaßten satirischen Gedichtes unter das Militär gesteckt und nach dem Kaukasus geschickt. Aus Verzweiflung darüber gab er sich dem Trunke hin und starb an der Schwindsucht in einem Soldatenhospital in Moskau. In einem anderen Falle verlangte der Generalgouverneur einer Provinz die Unterdrückung eines Journals und die Gefangensetzung seines Redakteurs, weil dieser einen von jeder politischen Anspielung freigehaltenen archäologischen Artikel veröffentlicht hatte, gedruckt mit dem Vermerk der Zensur, aber herrührend aus der Feder eines Hauptes der polnischen Emigration, des berühmten Lelewel. Unterdrückung und Gefangensetzung erfolgten auch sie, das geschah noch in den fünfziger Jahren. Gogol, der geniale Humorist, verhungerte und starb in unheilbarer Schwermut, 44 Jahre alt. Der große Sittenmaler Gribojedow, erst verbannt und verdächtigt, kam im Alter von 34 Jahren bei einem Volksaufstand in Persien durch Mordmord um. Kozlow, der ausgezeichnete Volksdichter, unterlag der Verzweiflung über eine unausstehliche Lebensstellung; er ist nur 33 Jahre alt geworden. Bestuschew, erst zum Tode verurteilt, dann verbannt, fiel 41 Jahre alt im kaukasischen Kriege. Nur der eine oder der andere hat das vierzigste Lebensjahr überschritten. Das Lebensende der meisten hervorragenden russischen Schriftsteller glich dem Ende einer Tragödie, zu der die russischen Zustände die Dekorationen lieferten. Sie fielen entweder im Duell oder durch Mordmord, starben in der Verbannung oder gingen an der Erbärmlichkeit der sie umgebenden Verhältnisse zugrunde oder verloren aus Verzweiflung über dieselben den Verstand. Wie viele weniger berühmte Autoren aber mag es geben, die als Verbannte in irgend einem Winkel des Kaukasus oder Sibiriens endeten, wie viele die auf andere Weise der Verfolgung unterlagen? — „Die Geschichte unserer Literatur ist ein Verzeichnis von Märtyrern oder ein Register von Sträflingen,“ bemerkte Alexander Herzen angeblickt solcher Tatsachen mit vollem Recht. . .

Die Regierung hatte zwar durch eine Verordnung vom 6. April 1865 eine etwas größere Freiheit der Presse schaffen wollen, indes wurde das bald berent, und es traten stufenweis neue Beschränkungen ein: erläuternde ministerielle Erlasse, Ausnahmemaßregeln, das Verbot des Detailverkaufs, Warnungen, Beschlagnahme von Zeitungen und Journalen, endlich im Mai 1872 die Anordnung, derzufolge das Ministerium des Innern das Recht erhielt, one gerichtlichen Spruch und nur unter der Bestätigung des Ministerrates Bücher und Journale zu verbieten oder der Verbrennung zu überliefern. „So haben wir“ — sagt Herzen — „in dem nicht aufgehobenen Gesetz vom 6. April 1865 das Recht, von beinahe allem zu sprechen, dürfen aber tatsächlich von beinahe nichts sprechen. Die Ausnahmen, die Erläuterungen haben das Gesetz überwuchert, und die Art ihrer Ausführung verwandelte es vollends in einen toten Buchstaben.“ So steht es aber auch mit der anscheinend aus humanerem Geiste hervorgegangenen Gesetzgebung auf allen anderen Gebieten.

Das Rechtswesen überhaupt weist die ungeheuerlichsten Erscheinungen auf, und zwar heutzutage noch. Das Charakteristische dabei ist das Durcheinanderwerfen und die Verquickung des richterlichen und Verwaltungsgebietes, so, daß die dem letzteren verliehene Gewalt durchweg über der des ersteren steht und dieselbe illusorisch macht. So haben die Gouverneure der Provinzen das Recht, die Distriktribunale zu revidiren, die Richter und Assessoren derselben in den Anklagezustand zu versetzen, ihre Meinung abzugeben über die vom Kriminalgerichte der Provinz abgeurteilten Gegenstände, welche Meinung dann zusammen mit dem ganzen bezüglichen Aktenstoff an den Senat wandert. Aber jedem Generaladjutanten des Kaisers steht das Recht zu, auf seine Verantwortung hin die Ausführung von Strafurteilen zu suspendiren. . . Das Gerichtsverfahren weist nicht weniger als elf Instanzen auf, und wenn man nach jarelangem Streit, der reichliches „Del“ fordert, die zehn ersten überwunden hat, so läuft man in der ersten Gefahr, durch den willkürlichen Entscheid des Kaisers, bez. seines obersten Rats, den ganzen Erfolg vernichtet zu sehen.

Die ergötzlichsten Dinge kamen unter dem eisernen Regiment des Czaren Nikolaus an den Universitäten vor, die dieser überhaupt ganz aufzuheben und an ihre Stelle militärisch zugeschnittene und zerstreut auseinanderliegende Fachschulen zu setzen be-

absichtigte. Die Kuratoren der Universitäten wurden mit Vorliebe dem Militärstande entnommen. Die Maßregeln, welche sie bisweilen trafen, überboten denn auch an Tollheit und Albernheit alles, was sich ein normales Hirn zu denken vermag. Einer derselben, Magnitski, ließ z. B. die in der Universität Kasan befindlichen, dem medizinischen Studium dienenden anatomischen Präparate feierlich bestatten, weil es ordnungswidrig und lästerlich sei, daß menschliche Körper oder Körperteile, die zur Aufzucht bestimmt seien, unbestattet bleiben. Nach einer Anordnung eines anderen Kurators, des Fürsten Sergei Galizin in Moskau sollten, um gar keine Vorlesungen ausfallen zu lassen, für erkrankte oder sonst verhinderte Professoren „der Tour nach“ ihre Kollegen ohne Unterschied der Fakultät eintreten, wie Herzen mit charakteristischem Spott illustriert: der Geistliche, der für Logik angestellt war, sollte gelegentlich die geburtschützliche Klinik leiten und der Geburtshelfer die Lehre von der Empfängnis durch den heiligen Geist behandeln.

Die Geistlichkeit, die von altersher einen besondern Stand bildete, litt besonders unter der Bestimmung, wonach die Würde sozusagen erblich war und die Kinder eines Geistlichen keinen anderen Beruf ergreifen durften. Es geschah daher häufig, daß eine Stelle an den Nachfolger unter der Bedingung vergeben wurde, daß dieser eine von den Töchtern des Vorgängers heiratete. Dadurch entstand eine Abhängigkeit der Popen von ihren Weibern und deren Angehörigen, die von den schlechtesten moralischen Folgen sein mußte. Durch das Gesetz von 1869 erst wurde den Kindern der Geistlichen freie Wahl hinsichtlich des Berufs gestattet. Der Klerus ist noch unglaublich unwissend; die Nationallügen der Trägheit und Trunksucht sind in diesem Stande in widerlichster Weise anzutreffen. Für die Aermlichkeit ihrer Pfänden wissen sich namentlich die Dorf-Popen durch mögliche Auszangung der Bauern zu entschädigen. So nemen sie für eine Trauung 25 Rubel, und im Falle die Braut aus einem fremden Sprengel stammt, noch 15 Rubel für den Taufschein. Für eine Beerdigung beanspruchen sie 10 Rubel und erhöhen jezt unter dem Vorwande der Teuerung noch mit jedem Tage ihre Forderungen.

Neben den Rechtgläubigen („Orthodoxen“) gibt es, über das ganze Land verstreut, eine Menge der merkwürdigsten Sekten. Jenen galten die Neuerungen Peter's des Großen als Werke des Satans, er selber als dessen Stellvertreter. So z. B. die Einführung des Kalenders, der den Jahresanfang vom September auf den Januar verlegte, das sei eine Verlehrung des Jahres des Herrn in ein Jar des Teufels; die Welt habe ja nicht im Januar erschaffen werden können, weil zu dieser Jahreszeit die Aepfel nicht reif sind, die Eva also nicht auf dem Wege, von dem die Bibel erzählt, in Versuchung habe geführt werden können. . . . Von den Sekten erklärt beispielsweise eine der unduldsamsten, der Teufel habe sich in Gestalt einer Schlange auf den Altar niedergelassen, mit seinem Schweife denselben umschlungen und sich darauf ein Nest gebaut. Folglich sei also auch die Abendmahlfeier am Altar etwas für das Seelenheil gefährliches. Die Angehörigen dieser Sekte, die keine Priester haben, genießen daher das Abendmal in rein geistiger Weise und wenden die Wiedertaufe an. Die Ehe sei ein Vergehen gegen die Keuschheit, sagen sie weiter, am besten sei's, die Kinder schon im Mutterleibe oder gleich nach der Geburt zu töten; daher trifft man bei ihnen auch die unmenschlichste Grausamkeit in der Behandlung der Kinder an. Anderen Sekten gilt es als Sünde, Geld in die Hand zu nemen, wieder andere kasteien sich, beten und tanzen nackt, enthalten sich aller geistlichen Getränke u. s. f. Als Kuriosum sei erwähnt, daß eine dieser Sekten, die „Napoleontschini“, selbst Napoleon den ersten als Heiligen verehren. . . .

Um den Volksschulunterricht ist es, trotz Ansätzen zur Besserung, noch gegenwärtig traurig bestellt. In vielen Orten mangeln die Lehrer; an zahlreichen Schulen sind die letzteren kaum des Lesens und Schreibens kundig. Bei einer Rekrutenaushebung in der neuesten Zeit haben von 130 150 jungen Leuten nur 14 478 lesen können, also genau  $\frac{1}{10}$ . In Rußland gibt es durchschnittlich 9 bis 10 Prozent, die lesen und schreiben können, in Oesterreich, das selbst noch soweit zurück ist, 29, in Frankreich 77 Prozent.

Wenn immerhin die Anzahl der jährlich durch die Post beförderten Briefe von 1825 bis 1866, hauptsächlich infolge des zwischen eingeführten Normalportos für den einfachen Brief, von ca. 5 auf 40 Millionen gestiegen ist, so gibt doch die Tatsache, daß selbst in der letzten Zeit auf hundert Individuen jährlich bloß 123 Briefe kamen, den besten Beweis für den noch so außerordentlich niedrigen Bildungsstand des Volkes.

Ueber Rußland und die Bevölkerung des Czarenreichs überhaupt urteilt kein anderer als der Generalfeldmarschall Graf Moltke so:

„Eine kleine Zahl französisch erzogener, in Luxus aufgewachsener, elegant gebildeter, uniformierter und besterter Russen tritt ohne jede Vermittlung neben der an Zahl hundertfach über-

legenen Masse der härtigen, unwissenden, kräftigen, frommen und dabei gelehrigen Bevölkerung auf . . . Die Unterschiede stehen schroff nebeneinander: Paläste neben Hütten, prachtvolle Städte in öder Gegend, eine hundert Meilen lange Eisenbahn, die zwischen Anfangs- und Endpunkt keine Stadt berührt, Ananashäuser, wo kein Korn wächst, Ueberfeinerung neben Koseit.“ —

## Das Reichsgesundheitsamt und die Wissenschaft der Zukunft.

Von Bruno Geiser.

(1. Fortsetzung.)

Die Wissenschaft befand sich bisher in Deutschland in bezug auf die Ziele, zu denen sie hinstrebte, und die Wege, welche sie einschlug, in dem Stande weitreichender Freiheit.

Wie schon jeder sich der Wissenschaft widmen konnte, der Lust und das nötige Geld dazu hatte, so war auch niemand in der Wahl des speziellen Wissenschaftsgebietes beschränkt, auf dem er seinen Drang gelehrter Betätigung seiner Geisteskräfte tummeln lassen wollte. Und nicht minder stand es im freien Belieben des Einzelnen, die Temata seines Studirens und Produzirens, die Methode seiner Untersuchungen und Schlußfolgerungen, die Art und Weise seiner Darstellung, zu bestimmen — und zu entscheiden, ob er ganz auf eigne Faust oder im Verein mit oder in Anlehnung an andere arbeiten wollte.

Diese Freiheit der Wissenschaft hat wie alle anderen Spezialfreiheiten ihre gute und besonders für die unmittelbar Beteiligten ihre angenehme Seite. Die nur für sehr geordnete, geistig hochentwickelte Naturen in keiner Weise lästige Rücksichtnahme auf andre ist unter diesen Verhältnissen kein Gebot der Pflicht; wer sich um seine wissenschaftlichen Mitstreber und die Resultate ihres Forschens nicht kümmern will, braucht es nicht. Wenn ich z. B. eines Tages Lust bekomme, Nachforschungen anzustellen über die Art, wie sich aus dem sogenannten Anorganischen das Organische entwickelt, so habe ich nicht nötig, mich dadurch in meinem Beginnen stören zu lassen, daß etwa Darwin und Huxley, Häckel und Karl Vogt u. a. m. zu derselben Zeit und schon lange vorher mit ganz denselben Untersuchungen sich beschäftigten. — Ob ich dabei meine Zeit nutzlos vergeude, indem ich auf einem Gebiete, auf dem ich weniger zuhause bin als andre Forscher, gar keine der Rede werten Erfolge erziele, oder ob ich stets erst morgen oder übermorgen entdecke, was Darwin oder Häckel schon gestern oder vorgestern erkant haben, bleibt der wissenschaftlichen wie der andern Welt völlig gleichgültig. Und selbst darum läßt man sich keine grauen Haare wachsen, daß bei der absoluten Freiheit des wissenschaftlichen Arbeitens nicht nur auf manchen Forschungsgebieten zehnmal mehr Arbeiter in den Bergwerken der Wissenschaft mit ihren Geistesfackeln umherleuchten, als nötig wären, sondern daß auch an manchen Orten, wo reiche Ausbeute zu machen wäre und woher das Edelmetall der Erkenntnis zu gewinnen sich ein Volksbedürfnis längst geltend gemacht wird, gar niemand Hacke und Spaten einsetzt.

Der Freiheit der wissenschaftlichen Arbeit, wie sie gegenwärtig herrscht, ergeht es eben genau so, wie den anderen Freiheiten, die uns die Gegenwart so hübsch bruchstückweise zu kosten gibt, die sie hat auch ihre bedenkenregenden Schattenseiten, — sie hat vor allem ein Stück Anarchie im Leibe — ein Element jener Gesetz- und Regellosigkeit, die für Räuber und Narren erstrebenswert, für den auf der Bahn der Kulturentwicklung rüstig fortschreitenden großen Teil der Gesamtmenschheit ebensovienig als für alle Menschen von Charakter und Vernunft im einzelnen zu gebrauchen ist. Für die Menschheit wie für das Individuum handelt es sich kluger Weise hauptsächlich darum, mit den vorhandenen Kräften sein häuslicherisch umzugehen, Kraft- und Arbeitszeitverschwendung und -Verlängerung tunlichst zu verhüten, denn das Leben ist kurz, und die Kräfte sind nicht unererschöpflich, die wissenschaftlichen Aufgaben aber riesengroß, die Schwierigkeiten, welche ihrer Lösung entgegen stehen, oft gradezu erschreckend und abschreckend, und, wenn man es sich recht überlegt, wurzelt aller edle Lebensgenuß, alle ware dauernde Lebensfreude — die ganze irdische Glückseligkeit — in nichts andrem, als in dem Hochgefühl gegenbringenden Kulturfortschrittes der Gesamtheit und nutzschaffender Geistesentwicklung des Individuums.

Wenn ich aber meine Geistesanlagen nicht an Aufgaben verwenden will, welche andre schon gelöst haben, und wenn die Kultur-

menschheit verhindern will, daß in den ungeheuren Urwald des wissenschaftlich Unerforschten auf gut Glück hier ein Pionier des Gedankens und da und dort wieder einer vordringt — one gemeinsamen Arbeitsplan, one die Kräfte verdoppelnde Kombination der Tätigkeit, one gehörige Kenntnis aller bereits geschehenen Vorarbeit — — so wird meine und der Gesamtheit erste Aufgabe sein, zu erkennen, daß in der Wissenschaft an die Stelle regelloser Freiheit die alle Arbeiter umfassende, alle Arbeit durchdringende und erleuchtende streng methodische Organisation zu treten hat.

Ware Freiheit wie rascheste Kulturentwicklung ist überhaupt nur in der Organisation zu finden. Anarchie aber und Organisation schließen sich aus und bekämpfen sich wie Feuer und Wasser.

Was für eine Organisation — wie sie gegründet und gegliedert ist und in welchem Geiste sie geleitet wird, welchen Zwecken sie dient — das ist jedoch die Frage und eine ganz überaus wichtige Frage.

Die preussisch-deutsche Armee ist auch eine Organisation und als Organisation sogar musterhaft und in hohem Grade nachahmungswert, aber daß in ihr die ware Freiheit blühe, hat — meines Wissens — selbst der Herr von Kleist-Regow noch nicht behauptet, und plausibel zu machen, daß sie zu raschster Kulturentwicklung die denkbar am besten geeignete Grundlage bildete, hat sich nicht einmal der mit seinem großen Scharfsinn und seinen mächtigen Kenntnissen mitunter ein gar waghalsiges Spiel treibende Professor Jäger bemüht — obgleich er in besagter Kiesenorganisation wirklich schon manches Kleinod von Kulturdungstoff feelenreichend herausgeschniffelt zu haben meint.

Zweck der Wissenschaft ist Erforschung der Natur und des Verhältnisses des Menschen zum Menschen und zur Natur. In diesem Zwecke wäre eine Organisation der Wissenschaft jeder andern Organisation, auch der deutschen Armee weit überlegen, — er schließt einfach das höchste aller Ziele ein, denen Menschen nachstreben können.

Wie wäre die Organisation der Wissenschaft diesem Zwecke entsprechend nun am besten zu gründen, zu regieren?

Ähnlich wie die Armee des deutschen Reiches?

Auf Anordnung von oben her — in Abhängigkeit von der Regierung, die ihre Beamten ein- und absetzen, belohnen und befördern, zurücksetzen und sonstwie maßregeln kann, wenn sie ihren Zwecken — denen der Regierung — sich nicht ergebungsvoll unterordnen?

Soll und darf eine Organisation der Wissenschaft eine Maschinerie sein, die durch einen Winkel leitender Staatsmänner oder kommandirender Generale zu rasender Arbeitsenergie angespornt oder zu gemüthlichem Bewegungschlendrian, respektive zu völligem Stillstande verurteilt werden kann?

Ich denke: Nein — eine Organisation der wissenschaftlichen Arbeit soll und darf solch' eine Maschinerie unter keinen Umständen sein.

Aus drei gewichtigen Gründen nicht: einmal weil keine Regierung — sei sie auch aus den kenntnisvollsten, geistig hervorragendsten Menschen zusammengesetzt, welche die Erde je getragen hat — über die das ganze menschliche Wissen umfassende Erkenntnis gebieten kann, welche zur zweckdienlichen Leitung einer solchen Organisation unbedingt nötig wäre, — da die Leitung ja das Centrum der geistigen Bewegung sein würde, von dem alle Organe abhängen und ihre Impulse empfangen; zum zweiten weil, solange es Regierungen gibt, alle, auch die besten, zum mindesten neben reinwissenschaftlichen Zielen andre außerhalb des Bereiches ausschließlich allgemeinnütziger Wissenschaft liegende Spezialinteressen gehegt haben, hegen mußten und immer hegen werden, mit denen der Wissenschaft niemals erpart bleiben wird, in Collisionen zu geraten, bei denen sie, die allgemeinnützige, gegenüber den in

Frage kommenden Sonderinteressen stets den kürzeren ziehen würde; und zum dritten, weil eine derartige, von oben herab und von außen her geleitete Organisation sehr bald des ihr innewohnenden und nur aus ihr selbst neuzugebarenden Geistes verlustig gehen, entgeistet werden und verknöchern müßte — so etwa wie die Staatswissenschaft in China entgeistet und verknöchert ist, obgleich vor 500 Jahren noch die chinesische Wissenschaft der europäischen höchst wahrscheinlich sehr weit vorausgewesen ist.

Zur Leitung einer Organisation der wissenschaftlichen Gesamtarbeit — so außerordentlich wünschenswert und erspriesslich eine solche auch ist — kann also keine Regierung als geeignet betrachtet werden, — darin denke ich werden die Leser der N. W. mit mir gern übereinstimmen.

## Frucht und Saat.

Es ist wol angenehm, sich mit sich selbst  
Beschäft'gen, wenn es nur so nützlich wär.  
Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes  
Erkennen, denn er mißt nach eig'nem Maß  
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.  
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur  
Das Leben lehret jeden, was er sei.

Shakespeare (Othello).

Noch Seelen gibts, mit Worten unerreichbar,  
Mit siebenfachem Leder überzogen,  
Dem Schild des Ajax im Homer vergleichbar.

Platen.

Das Naturgesetz.

So war's immer, mein Freund, und so wird's bleiben: die Dhnmacht  
Hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.

Schiller.

Mit Botanik gibst du dich ab? mit Optik? was tust du?  
Ist es nicht schöner Gewinn, rühren ein zärtliches Herz?  
Ach die zärtlichen Herzen! Ein Pfuscher vermag sie zu rühren;  
Sei es mein einziges Glück, dich zu berühren Natur!

Goethe.

Aus stillem Denken keimt ein wachsend Leben,  
Das wird die Welt aus ihren Angeln heben:  
Und wär' es auch nach hunderterten von Jahren  
Ein Tag erscheint dem ausgesprochen Wahren.

L. Schefer (Laienevangelium).

In der Tat ist es eine große Gabe des Himmels, einen geraden oder, wie man es neuerlich benannt hat, schlichten, Menschenverstand zu besitzen. Aber man muß ihn durch Taten beweisen, durch das Ueberlegte und Vernünftige, was man denkt und sagt, nicht aber dadurch, daß, wenn man nichts Kluges zu seiner Rechtfertigung vorzubringen weiß, man sich auf ihn als ein Orakel beruft. Wenn Einsicht und Wissenschaft auf die Reize gehen, alsdann und nicht eher sich auf den gemeinen Menschenverstand zu berufen, das ist eine von den subtilen Erfindungen neuerer Zeiten, dabei es der schalste Schwärzer mit dem gründlichsten Kopfe getroßt aufnehmen, und es mit ihm aushalten kann. So lange aber noch ein kleiner Keim von Einsicht da ist, wird man sich wol hüten, diese Nothhilfe zu ergreifen. Und beim Lichte besehen ist diese Berufung nichts anderes, als eine Berufung an das Urteil der Menge, ein Zuklatschen, über das der Philosoph erröthet, der populäre Witzling aber triumphirt und trozig tut.

Platen. (Prolegomena, S. 11. 12.)

Was geht das aber das Reichsgesundheitsamt und dessen gewiß förderliche wissenschaftliche Arbeit an — wird mancher kopfschüttelnd fragen.

Viel — sehr viel — habe ich darauf zu antworten. Das Reichsgesundheitsamt ist — die deutsche Reichsregierung mag es wissen und wollen oder nicht — der Embryo zu einer Organisation der wissenschaftlichen Gesamtarbeit, wie sie nun und nimmer dauernd zur Disposition einer nichtreinwissenschaftlichen Körperschaft stehen darf.

Darüber im Schlußartikel, den die nächste Nummer bringen wird, ein Mehreres.

(Schluß folgt.)

Der Weg der Philosophie ist der aller anderen Wissenschaften; man muß zuerst die Tatsachen sammeln und die Dinge kennen lernen, an denen sich die Tatsachen ereignen; nicht die Masse der Tatsachen auf einmal, sondern eine jede einzeln für sich soll man zuerst betrachten und daran die Schlüsse knüpfen; haben wir die Tatsachen, so ist es nachher unsere Sache ihre Verbindung herzustellen. Diese Tatsachen werden durch Sinneswahrnehmungen erworben; wenn diese unvollständig sind, so würde es auch die darauf gebaute Erkenntnis sein. Wir können keine allgemeinen theoretischen Sätze außer durch Induktion haben, und Induktion können wir nur durch Sinneswahrnehmungen machen, denn diese haben es mit dem Einzelnen zu tun. Aristoteles.

Unsere Erleuchtung ist nicht bloß als Bedingung, sondern als Zugrebend — zur Seligkeit notwendig; in unserer Erleuchtung besteht am Ende unsere ganze Seligkeit.

Lessing.

Sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung (die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums), da der Mensch, — je überzeugter sein Verstand einer immer besseren Zukunft sich fält, — von dieser Zukunft gleichwol Beweggründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nötig haben wird; da er das Gute tun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehemals bloß heften und stärken sollten, die inneren, besseren Belohnungen desselben zu erkennen.

Lessing.

Nicht felsenfeste Burg, noch eh'rne Mauern,  
Noch dumpfe Kerker, noch der Ketten Last,  
Sind Hindernisse für des Geistes Stärke.  
Das Leben, dieser Erdenstrahlen satt,  
Hat stets die Macht, sich selber zu entlassen.

Cassius in Shakespeares Julius Cäsar.

Darauf Casca: Das kann auch ich.

So trägt ein jeder Sklave in eigener Hand  
Gewalt, zu brechen die Gefangenschaft.

Und Cassius: Warum denn wäre Cäsar ein Tyrann?

Der arme Mann! Ich weiß, er wär kein Wolf,  
Wenn er nicht säh', die Römer sind nur Schafe.  
Er wär kein Teufel, wenn sie nicht Rehe wären.

Der Frühling kommt, ihr könnt es nicht verwehren;  
Die Lust erquickt, ihr könnt sie nicht verschließen;  
Der Vogel singt, ihr könnt ihn nicht befehlen;  
Die Rose blüht, es darf euch nicht verdrießen;  
Und wagt ein Dichter eure Lust zu mehren,  
So lernt ihn auch in vollem Maß genießen,  
Anstatt sein Tun beständig zu verneinen:

Was soll der Mond denn anders tun, als scheinen?

Platen.

Ave Caesar, morituri te salutant! — Heil dir Kaiser, die Totgeweihten begrüßen dich! — S. 308. In einem früheren Vorgange sind in kurzer Stizze die grauenvollen und schrecklichen Gladiatorenkämpfe geschildert worden, wie sie im alten Rom beliebt waren und von den Wüstlingen und Tyrannen unter den römischen Kaisern bis zum Entsetzen Ausbildung erhielten. Die unglücklichen Opfer dieses grausamen Spiels, die Gladiatoren selbst, wurden belantlich Jahre, oft lebenslang in großen Kasernen zu diesen mörderischen Kämpfen einbezogen, um dann vor den Augen des im Circus versammelten, überreizten und sittlich verkommenen Volkes, wie vor den Cäsaren selbst auf Tod und Leben zu kämpfen. Nur sehr wenigen, die die Arena betreten, war es beschieden, dieselbe gesund und lebend zu verlassen und so war der unheimliche Gruß, den die armen vertierten Opfer ihrem kaiserlichen Herrn — richtiger ihrem Henker — zuriefen und der an der Spitze dieser Reilen steht, nur zu begründet. Ob dieser Gruß aus einem

dem Begrüßten alles Wol wünschenden Herzen gekommen, kann man sicher mit Recht bezweifeln, vielmehr dürfte sich gerade in dem Verhältnis des Cäsar zu den Gladiatoren die totale Unhaltbarkeit des alten römischen Reichs widergespiegelt, und in dem erzwungenen Gruß des Gepeinigten gegen seinen Peiniger seinen sprechendsten und unheimlichsten Ausdruck gefunden haben. Genug, ein junger Künstler, Pius Beloussi, hat einen solchen Kämpfer in Bronze dargestellt, welche Figur wir in dieser Nummer den Lesern der N. W. im Holzschnitt vorführen. Er hat den Moment festgehalten, wo die Hühnengestalt mit mächtiger und weit hinerschallender Stimme und die muskulöse Rechte erhebend, den graufigen Gruß andrückt. In der Linken den Dreizack, das kurze, aber breite Streitschwert hängt noch unblutig an der rechten Seite. Der schützende Gürtel und die Beinshünen sind wie zum Hohn künstlerisch verziert. Jede Muskel der herkulischen Gestalt atmet Leben, und so steht denn die Figur vor uns wie eine Verkörperung physischer Kraft, die freilich im

zweck- und nutzlosen Kampfe hingemordet, vernichtet werden soll. Aber wenn dann aus diesem Rande der vielfagende Gruß ertönte, ob es da manchen der Cäsaren Roms nicht aufgebämmert ist, wie er und seine wurmfressige Macht zu Spreu zerbröckeln müßte, wenn es der Kraft dieser Sklaven eines Tages einfallen sollte, die wichtige Faust nach ihm auszustrecken, um ihn mit samt seiner Herrlichkeit mit einem wichtigen Schläge für immer in den Sand zu strecken?! Mit nichten, die Cäsaren haben sich, herzlos und von der Wollust abgestumpft, weiter an dem grausamen Spiel ergötzt, bis das Gewitter hereinbrach und die Rachegeister der Totgeweihten sich den Scharen der urwüchsigen nordischen Völkerscharen, die den Todesstempel gegen das alte Rom aufgenommen, zugesellen, um mit diesen vereint das Reich der Cäsaren in Trümmer zu schlagen. Und dann, als der letzte Cäsar endete, klang es ihm von allen Seiten noch einmal unheimlich düster entgegen: Ave, Caesar, morituri te salutant! — Der Schöpfer dieses Werkes ist in Warschau geboren und machte vor einiger Zeit durch einen in Stein gemeißelten Christuskopf die Kenner auf sich aufmerksam. Er studierte dann auf der Akademie in St. Petersburg weiter und konnte, nachdem er die silberne und goldene Preismedaille erhalten, auf Kosten des Staats 1880 nach Rom gehen, um dort die Antike zu studiren. Vorliegende Bronzeplatte ist die Frucht seines römischen Aufenthalts, und man kann wol bei der ausgezeichneten Ausführung mit Recht erwarten, daß dieser Künstler noch bedeutendes leisten wird. nrt.

### Eine berliner Landpartie aus dem vorigen Jahrhundert.

Eigentlich ist es eine berliner Landpartie in Gänsefüßen, die unser Bild auf Seite 309 dem Leser vergegenwärtigt, denn der große Künstler, dessen launiger Stift sie der Nachwelt aufbewahrt, hat bei aller Liebe zur Wahrheit und bei aller Treue, mit der er die Szene geschildert, denn doch bedeutend karikiert. Noch heute flüchten sich ja die Berliner im Sommer an den Sonntagen scharenweise aus dem Gewühl der Straßen, allerdings auch meist durch dicken Staub nach den umliegenden Ortschaften, wo schon dem Fremden die häufig sichtbaren Schilder mit ihrem „Hier können Familien Kaffe (berlinisch statt Kaffee) toden“ andeuten, in welcher Weise diese Ausflüge gefeiert werden. Diese Familienwanderungen waren nun in jener Zeit, in der unser Bild entstand, noch wesentlich anders, denn die Bewirtung, die heute spekulative Restaurateure oft mit viel Glück für ihren Geldbeutel übernehmen, lag den Ausziehenden selbst ob, und so pilgerten sie denn ihrem Vergnügen und dem Erholungsort entgegen mit Körben beladen, in denen alle die dazu nötigen Magenstärkenden und erfrischenden Genußmittel geborgen waren. Einen solchen Ausflug hatte für einen Sonntag im Jahre 1775 der berühmte Maler und Kupferstecher Chodowiecki seiner Familie versprochen, aber der nur allzuhäufige Störer derartiger Partien, ein derber Regenguß, hatte auch diese vereitelt, und so schilderte denn der Künstler der in ihren schönen Hoffnungen betrogenen Gesellschaft die verunglückte Partie in einer Zeichnung, die uns hier vorliegt. Nach Angaben, von denen wir jedoch nicht wissen, ob ihre Wahrheit verbürgt ist, soll die mit dem bepacten Handkorb wie mit den auf der Ofengabel aufgespießten Würsten und der mächtigen Brezel gravitativ dem Zuge voranschreitende Figur des Künstlers Tochter Susanne vorstellen, der vorn auf dem melancholisch dahin marschirenden „Grauchen“ Reitende ist sein Sohn Wilhelm, die hinter ihm kunstvoll verpackten Passagire sind sein Sohn Heinrich und seine Tochter Henriette, während der allem Anschein nach in der Reiskunst wenig erfahrene Inhaber des Rückfizes Daniel Chodowiecki, seinen Keffen, vorstellt. Seine Tochter Henriette trägt den für solche Reisen höchst wichtigen Flaschenkorb, seine Schwester Manette die mächtige Torte und ein Freund des Hauses, „Beter Kolbe“, beschließt, die Geige spielend, den interessanten Zug und sorgt somit dafür, daß die Gesellschaft nicht ganz im gewöhnlichen Materialismus zugrunde geht und das ideale Element auch in ihr zu seinem Rechte kommt. Trotz der Karikatur sind doch derartige Ereignisse in dieser Zeichnung mit vieler Warhaftigkeit geschildert und dabei beherzt die Gruppe der töstlichsten Humor. Etwas steif gravitativ sind sämtliche Teilnehmer dieser Reisegesellschaft ganz bei der Sache, namentlich sind die vom Esel geduldig getragenen nur von einem Gedanken besetzt, der in den anziehenden Gegenständen auf der mächtigen Ofengabel seinen Ursprung gefunden. Der gemüthliche Humor aber, der sich im Ganzen offenbart, war der Grundzug Chodowieckis und ist von wesentlichem Einfluß auf seine Bilder gewesen. Geboren wurde dieser Künstler, mit den vollen Namen Daniel Nikolaus Chodowiecki, am 16. Oktober 1726 zu Danzig, wo er auch von seinem Vater, der Kaufmann und begeisterter Kunstliebhaber war, den ersten Unterricht in der Miniatur-Malerei erhielt. Zugleich mußte er dann auch in die Geheimnisse des Kaufmannsstandes eindringen, zuerst in Danzig, dann in Berlin. Jede freie Stunde benützte er aber, um sich in seiner Kunst zu fördern, für die er jedenfalls mehr Zuneigung empfand und in welcher sein Geist eher Befriedigung finden konnte, als in der trocken-mechanischen Atmosphäre des kaufmännischen Comptoirs. Nachdem er dann bedeutende Fortschritte im Zeichnen und Komponiren gemacht, gab er den Handelsstand ganz auf, beschäftigte sich neben seinen Studien hauptsächlich mit der Miniatur-Malerei, verjüngte sich aber 1756 im Radiren und lenkte durch seine Leistungen in dieser Technik die Aufmerksamkeit der berliner Akademie auf sich, für die er dann die Bilder zu ihrem Kalender fertigte. Durch die Erfolge in diesem Genre ermutigt, gab er die Miniatur-Malerei ganz auf und leistete dann

auf dem Gebiete der Radirung und des Kupferstichs das bedeutendste. Längere Zeit hatte er schon das Amt eines Vize-Direktors an der berliner Akademie der schönen Künste bekleidet, als er 1793 ordentlicher Direktor dieses Instituts wurde. Er starb am 7. Februar 1801. Chodowiecki war ebenso originell als Künstler wie als Mensch. Zu einer Zeit, als die Kunst nur vom Fremden lebte und sich nur mit Fremdem und Falschen schmückte, stand er vollkommen selbständig da, und er gehört deswegen zu den Geistern, die, wenn sie auch keine durchgreifenden Reformen durchführten, sie doch anbahnten und eine neue Zeit ankündigten. Seine Zeitgenossen kamen ihm auch allerwegen entgegen und brachten ihm den reichsten Beifall dar. Wesentlich mag gerade seine Kunstgattung dazu beigetragen haben, denn dadurch, daß er die hervorragendsten und am liebsten gelesenen Werke der Literatur mit seinen Kupfern schmückte, drang er viel leichter ins Volk, als wenn er die schönsten Gemälde für die Fürsten und Reichen gemalt hätte, die nur ein kleiner Bruchtheil zu Gesicht bekam. Es gibt auch kein bedeutendes Werk aus jener Zeit, das er nicht künstlerisch ausgestattet oder doch wenigstens dazu eine Bignette geliefert hätte.

So illustrierte er Minna von Barnhelm, Don Quixote, Lavaters Physiognomik, den Landprediger von Wakefield, Gellerts Fabeln, Bürgers Gedichte, Lichtenbergs Satyren, Nikolais Leben und Meinungen des Magister Sebaldis Notanker, Schillers Räuber, Shakespeares Werke, Voltaires Schriften, die von Voss gedichtete Luise, und außerdem viele andere literarisch-historische Arbeiten. Besonders ist der Stich nach seinem eigenen Gemälde, den Abschied des Jean Calas von seiner Familie — an Calas wurde in Frankreich ein Justizmord verübt, wie später von Voltaire nachgewiesen worden — hervorzuheben. Im Ganzen zählt man 2012 solcher Blätter, nach einer andern Angabe sogar über 3000. Mag auch letztere Zahl übertrieben sein, die erstere bürgt schon für den großen Fleiß des Künstlers und für den Einfluß, den er auf seine Zeitgenossen übte. Dieser Einfluß mußte um so größer und wirksamer sein, weil er zu seinen vorzüglichsten Darstellungen den Stoff aus dem bürgerlichen Leben entnahm und dann das Laster mit grellen Farben schilderte und die Torheiten seiner Zeit verspottet darstellte. Selbst unser Bild, das doch einem sehr einfachen Familienvorgang seine Entstehung verdankt, übt heute noch seine Wirkung, und das beweist somit am besten, daß die Leistungen Chodowieckis dauernden, also wirklich künstlerischen Wert besitzen. ff.

**Leguan, einen Fluß überschreitend.** Der häßliche, Furcht einflößende Dursche, welcher auf unserm Bilde auf S. 312 mit Riesenschritten über die spiegelglatte Fläche eines Flusses dahinschreitet, gehört zur Reptiliengattung aus der Ordnung der Eidechsen, charakterisirt sich durch seinen Kehlsack, den aus spitzigen Hornplatten bestehenden, auf seinem Rücken dahinlaufenden Kamm und einen sehr langen Schwanz. Seine Heimat ist Amerika, wo er meist auf Bäumen oder in Felsenlöchern lebt und sich von Samen, Früchten und Insekten nährt. Die Farbe der Gattung, zu der unser Exemplar gehört, ist oben gelblichgrün, grün marmorirt mit braun geringeltem Schwanz. An der Schnauze hat es flache Schilder, eine große runde Platte unter dem Ohrfell und gezähnten Vorderrand am Kehlsack. Es ist eine der größten Eidechsen des tropischen Amerika und wird vier bis fünf Fuß lang. Trotz seines schreckhaften Aussehens ist es ein sehr harmloses Tier, das ungerne etwas zu leiden tut, aber angegriffen sich wehrt und dann auch mit seinen stumpfen Zähnen den gepackten Gegenstand festhält. Gewant und schnell wird es wegen seines schwachen Fleisches selbst mit den Händen, am sichersten und leichtesten jedoch mit Striden und Hunden eingefangen. Auch seine im Sieben sich nicht erhärtenden, ganz aus Dotter bestehenden Eier, deren es 12—24 legt, sollen sich durch seinen Geschmack auszeichnen. Ueber dieses Tier schreibt nun ein Reisender: Als ich mich dem Flusse (dem Chagres unweit des Panamanals) näherte, stieß ich plötzlich auf einen Leguan, der über meine Erscheinung derart erschraf, daß er ins Wasser sprang. Zu meinem größten Erstaunen begann er aber nicht zu schwimmen, sondern bewegte sich mit ungläublicher Geschwindigkeit auf der Oberfläche des Wassers vorwärts, wobei er nur eine seiner Klauen tiefer ins Wasser tauchte und fast den ganzen Leib über Wasser hielt. Mit großer Schnelligkeit hatte dieses originelle Wesen seine ebenso originelle Reise zu Wasser zurückgelegt und war verschwunden. Im allgemeinen hat man über dasselbe noch wenig Beobachtungen angestellt, und so fügen wir nur noch hinzu, daß sein Körpergewicht bis zu zehn Pfund beträgt. nrt.

### Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

**Verschiedene Geschwindigkeiten.** Den „Alteingeweihten“ klingt es sicher sabelhaft, zu hören, daß man vermittelst unserer Kurzirzüge 55 Kilometer, in England 75 Kilometer und in Amerika sogar 97 Kilometer per Stunde zurücklegen kann. Aber was will diese Geschwindigkeit besagen gegen den Flug einer Granate, deren Schnelligkeit — übrigens die höchstgradige mechanische, welche der Mensch hervorbringen vermag — beim Abfeuern des Schusses 500 Meter in der Sekunde beträgt! Werden dadurch die diesbezüglichen Leistungen der Schnellzüge um das 20—25fache übertroffen, so sind dieselben kaum zu vergleichen mit der Geschwindigkeit der Vorwärtsbewegungen der Himmelskörper

So macht unsere Erde in ihrem Dauerlauf um die Sonne einen regelmäßigen Fortschritt von 30 450 Meter, die Sonne dagegen einen dito im Weltkreisraum von 55 000 Meter per Sekunde. Demnach ist die Erdbewegung 61 mal, die Sonnenbewegung 110 mal schneller als die Anfangsgeschwindigkeit einer Granate und letztere würde um die 128 Millionen Meilen lange Bahn, welche die Erde in einem Jahre durchmüht, zurückzulegen, bei fortwährender Anfangsgeschwindigkeit 61 Jahre gebrauchen. Ein Kurirzug würde bei einer dauernden Schnelligkeit von 90 Kilom. in der Stunde oder 2160 Kilom. den Tag mehr als 1200 Jahre nötig haben, um dieselbe Aufgabe zu lösen. Aber wie verschwinden die Bewegungsgeschwindigkeiten der Himmelskörper gegen die des Lichts und gar der Elektrizität! So würde die Erde 5 Millionen Sekunden oder 58 Tage brauchen, um die 20 Millionen Meilen zurückzulegen, welche sie selbst von der Sonne entfernt ist. Die Sonne brauchte dazu 2 728 000 Sekunden oder 31½ Tage, eine Granate aus schwerem Geschütz 9½ Jahre, ein Schnellzug, der ununterbrochen mit oben angegebener Geschwindigkeit fährt, 190 Jahre, das Licht hingegen 8 und die Elektrizität nur 5½ Minuten. Wollte man die Entfernung der Erde vom Monde vermittels der Eisenbahn zurücklegen, so würde man bei unangesehener Fahrt 173 Tage, eine Kanonenkugel dagegen nur zehn Tage brauchen. Ein Fußgänger, der jeden Tag 50 Kilom. zurücklegt, legte diese Reise in 7500 Tagen oder ca. 20¼ Jahren zurück. Ein Paketdampfer hat eine Fahrgewindigkeit von 30, im günstigsten Falle 37 Kilometer per Stunde. Der elektrische Strom legt in einem 4 mm. starken Eisendraht 13 000 Meilen, in einem 2½ mm. dicken Kupferdraht 24 000 Meilen in der Sekunde zurück, während man für die Geschwindigkeit eines elektrischen Funkens 62 000 Meilen per Sekunde annimmt. Abhängig ist die Geschwindigkeit von der Leitungsgüte des betreffenden Drahtes. Der Schall dringt in der Luft pro Sekunde 332 Meter vor, im Wasser 1494, im Zink 3220, im Kupfer 3685, im Stal 4080 Meter in einer Sekunde. Unterseeische Kabel arbeiten langsamer wie überseeische; so soll der elektrische Strom 2½—3 Minuten brauchen, um das transatlantische Kabel zu passieren. — Die Geschwindigkeit eines Orkans steigt bis auf 40 Meter, die eines Sturmes auf 20 und die eines mäßigen Windes auf 3—4 Meter in der Sekunde. Die Briefstaube fliegt 39, der Adler 32 Meter per Sekunde, während der Windhund und das englische Rennpferd in derselben Zeit 25 Meter zurücklegen.

**Berthold Auerbach**, der hauptsächlich durch seine „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ zu einer großen, vielleicht nicht ganz verdienten Berühmtheit gelangte Schriftsteller ist am 8. Februar kurz nach der Feier seines sechzigsten Geburtstages in dem Kurort Cannes im südlichen Frankreich gestorben. Auerbach wurde zu Nordstetten im Schwarzwald von jüdischen Eltern geboren, besuchte in Hechingen die Talmudschule, wachte sich dann in Karlsruhe auch den klassischen Studien zu, absolvierte in Stuttgart das Gymnasium und studierte in Tübingen, München und Heidelberg anfänglich die Rechte, später Geschichte und Philologie. Gleichzeitig gehörte er der Burschenschaft an, was ihn schließlich eine mehrmonatliche Festungshaft auf dem Hohenasperg eintrug. 1836 trat er mit seinem ersten schriftstellerischen Versuch, „Das Judentum und die neueste Literatur“ vor die Öffentlichkeit. Bald nachher gab er unter dem Titel „Das Ghetto“ eine Reihe von Romanen aus dem jüdischen Leben heraus. Die Fortsetzung seiner philosophischen Studien trug eine Uebersetzung der Werke Spinozas und die kritische Lebensgeschichte dieses großen Denkers ein. In Roman und Novelle versuchte er sich mit wechselndem Erfolg, während er nacheinander in Weimar, Leipzig, Breslau, Wien, Dresden, Berlin und Stuttgart wohnte, zumeist bestrebt, als Volkschriftsteller im besseren Sinne des Wortes zu wirken. Den tagespolitischen Ereignissen und Bestrebungen der letzten vier Jahrzehnte hat er niemals nahegestanden. xz.

**Das Problem, lenkbare Luftschiffe herzustellen**, ist einer Nachricht aus Berlin zufolge im Stadium der Lösung angelangt. Am 9. Februar führten der Oberförster Baumgarten und der Buchhändler Dr. Wölsert aus Leipzig in der Charlottenburger Flora ihren lenkbaren Ballon vor im Beisein des Dezerementen für das Ballonwesen im preussischen Kriegsministerium General Schulz und anderer Generalstabsoffiziere, neben denen Ingenieure, Techniker, Mitglieder des deutschen Vereins zur Förderung der Luftschiffahrt und andre Eingeladene anwesend waren. Das überraschend günstige Resultat faßte General Schulz in die Aeußerung zusammen, das baumgarten-wölsert'sche Luftschiff scheine das Problem der Lenkbarkeit von Fortbewegungsapparaten in der Luft im Prinzip gelöst zu haben. Sache weiterer Studien und Experimente, insbesondere der Herstellung arbeitskräftiger und leichttransportabler maschineller Vorrichtungen wird nun sein, die bislang vielfach für unmöglich gehaltene Erfindung so zu vervollkommen, daß das

Luftschiff nicht nur wie bis jetzt bei Windstille oder schwachem Luftzuge, sondern auch bei stärkerem Winde nach menschlichem Willen fortbewegt und regiert werden kann. xz.

### Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

**Brüssel.** Treuer Abmont. Die Republik Liberia liegt allerdings im Pflanzland, d. h. an der sogenannten Westküste von Oberguinea in Westafrika; sie umfaßt sichtlich 25 000 Quadratkilometer und zählt 718 000 Einwohner, unter denen sich 18 000 zivilisierte Regier befinden. Hauptstadt ist Monrovia mit ungefähr 3000 Einwohnern. Die Republik ging aus einer Regierkolonie hervor, welche 1866 von einem in Washington entstandenen „Kolonisationsverein zur Ansiedlung freier farbiger der Vereinigten Staaten“ gegründet wurde. Am 26. Juli 1847 erklärte sich die Kolonie von dem Kolonisationsverein unabhängig. Die Verfassung ist der der Vereinigten Staaten von Nordamerika nachgebildet und legt wie hier die Exekutivgewalt in die Hände eines Präsidenten. Acht auf vier Jahre gewählte Ränder bilden den gesetzgebenden Senat, dem der Vizepräsident präsident, daneben besteht ein Repräsentantenhaus, dessen 18 Mitglieder auf zwei Jahre gewählt werden. Sklaverei und Sklavenhandel sind in diesem Regierestaate streng verboten, ein lebendes Heer gibt es nicht, dafür ist jeder Bürger während des Alters von 16 bis 50 Lebensjahren zum Kriegsdienst verpflichtet. Weiße können in dieser Republik das Bürgerrecht nicht erlangen. Den Gedanken, dorthin auszuwandern — schlagen Sie sich lieber aus dem Kopfe.

**Wien.** U. Die meisten Nubenzuckerfabriken im deutschen Zollgebiet befinden sich in der preussischen Provinz Sachsen, nämlich (im Kampagnejahr 1878/79) 137, dann in Schlesien 47, in Anhalt 33, in Braunschweig 29 und in Hannover 27. Bayern, Württemberg, Baden haben zusammen nur acht derartige Fabriken. Von den Fabriken der Provinz Sachsen wurden im genannten Jahre 2 140 653 Tonnen grüne Nuben verarbeitet, in Schlesien 556 333 Tonnen, in Anhalt 443 807, in Braunschweig 384 639, in Hannover 416 296 Tonnen. Der weitaus größte Teil davon wurde von den Fabriken auf eigenem Grund und Boden gewonnen.

### Ratgeber für Gesundheitspflege.

**Breslau.** Frau Pauline J. Bei der Bal eines Bruchbandes ist allerdings vielerlei zu berücksichtigen: erstens der Umfang des Bandes rund um den Körper herum gemessen einen Zoll unterhalb der vorderen Ecke des Hüftgürtels; zweitens zur Bestimmung der Länge des Halses der Bruchbandleber die Entfernung der Brustspalte von der Stelle, wo sich die Feder um das Becken greifend zu krümmen hat; drittens die jeweilige Beschaffenheit des Beckens und des Rückens — ob sie nicht vielleicht schief sind, ob die hintere Rückwand beiebt oder mager ist, ob seitlich am Becken Fetthügel vorhanden sind und deswegen das Bruchband, welches auf solchem Hügel nicht halten würde, zweckmäßig oberhalb oder unterhalb der Hügel angebracht werden muß; viertens die Größe der Bruchspalte und ob er mehr oder minder leicht herausströmt; fünftens die Lebensweise, die Beschäftigung, ob Patient Reizung zu Husten, Harleibigkeit oder Durchfall hat oder schwanger ist; sechstens ob schon längere Zeit ein Bruchband getragen wurde, siebentens ob — insbesondere bei linksseitigem Bruch — nicht am besten statt des einfachen ein doppeltes Bruchband zu wählen ist. Sie sehen also, daß der Rat, von dem Sie uns schreiben, vollkommen recht hatte, als er Ihnen von der selbständigen Bal des Bruchbandes abriet. Wenden Sie sich also ja an einen als sachverständig und gewissenhaft belanteten Arzt, auch auf die Gefahr hin, daß derselbe das einmal angeordnete Bruchband für unbrauchbar oder verbesserungsbedürftig erklären sollte.

**Gotha.** M. B. Die von Ihnen sehr oberflächlich erwähnten Krankheits-symptome können von Lungenentzündung, Brustwasser sucht, Brustmuskelrheumatismus und noch verschiedenen anderen Krankheiten herrühren. Wir sind daher gänzlich außer Stande, Ihnen einen Rat zu geben.

### Redaktionskorrespondenz.

**Leipzig.** H. C. Die Bestimmung, auf welche der Rechtsanwalt in Ihrer Rechtsstreitigkeit Bezug genommen hat, findet sich allerdings nicht da, wo Sie sie überall gesucht haben, sondern in der sächsischen Ausführungsverordnung zu dem Genossenschaftsgesetz vom 4. Juli 1868 für das Reich und dem sächsischen Gesetz die juristischen Personen betreffend vom 15. Juni 1868, und zwar im § 25 dieser Ausführungsverordnung, der da lautet: „Wird eine Prokura, die Bestellung eines Liquidators, welcher nicht zu den bisherigen Gesellschaftern gehört (Art. 133 des Handelsgesetzbuchs), oder die Bestellung von Mitglie derten des Vorstandes einer Aktiengesellschaft von Verionen, welche hierzu berechtigt sind, widerrufen, oder ein Liquidator, welcher nicht zu den bisherigen Gesellschaftern gehört, durch den Richter abberufen (Art. 134 des Handelsgesetzbuchs), so ist ein gegen Eintragung dieses Widerrufs oder dieser Abberufung in das Handelsregister erobener Widerspruch auch dann nicht zu beachten, wenn derselbe mit einem Rechtsmittel verbunden wird. Es ist jedoch auf das etwa eingewendete Rechtsmittel längstens binnen acht Tagen Bericht zu erstatten. — Durch die Bestimmungen dieses Paragraphen werden etwaige Entschädigungsansprüche aus bestehenden Verträgen nicht berührt.“

**Frankfurt a. M.** Fräulein A. Z. Ihr Bericht, daß der Herr, welcher Ihnen die schönen und die diesen Zweck sehr passenden Verse auf die erste Seite Ihres „Erinnerungsbuches“ geschrieben hat, soweit Besse nicht aus sich selbst geschöpft hat, ist nur zu berechtigt. Derselben sind ein in verschiedenen Bänden nur etwas verändertes Abklatsch folgender zwei: „In ein Album“ überschriebener Strophen von Adol. Völgel:

In zarten Seelen liegt ein Schmen,  
Vergangne Zeiten frisch und jung  
In ferne Zukunft auszuwehnen  
Durch Reichen der Erinnerung,  
Ein dürres Blatt, ein Stein der Quelle,  
Woos von Ruinen, Volk und Band  
Kust neu empor die Zeit und Stelle,  
Wo man entzückt es brach und fand.

So mag auch für die künftigen Zeiten  
Dies Buch voll Jüge deurer Hand  
Zurückerrinnernd dich geleiten  
Kur Stunde, die sich die entwant:  
Dah du dich bei den eignen Sprüchen  
Ja Tage, wo du jene schriebs  
Wie in ein Beet von Wolgerischen  
Erinnernd zu versenken liebs.

Wenn Sie dem Herrn Abschreiber übrigens nicht weiter übel, liebes Fräulein, daß er sich gegen den Schein ein bedeutender Dichter zu sein, in diesem Falle nicht zur Wehr gesetzt hat, bedenken Sie, daß Sie die Bekanntschaft mit Völgel's tiefsinniger Poesie ja doch jenem Herrn verdanken.

Inhalt. Im Kampf wider alle. Roman von Ferd. Stiller. (Fort.) — Die Urfunden des Menschengeschlechtes. Von Paul Schäfer. (Fort.) — Allerhand russisches. — Das Reichsgesundheitsamt und die Wissenschaft der Zukunft. Von Bruno Geiser. (Fort.) — Frucht und Saat. — Ave Caesar, morituri te salutant! (Mit Illustration.) — Eine berliner Landpartie aus dem vorigen Jahrhundert. (Mit Illustration.) — Leguan, einen Fluß überschreitend. (Mit Illustration.) — Aus allen Winkeln der Zeilliteratur: Verschiedene Geschwindigkeiten. — Berthold Auerbach. Das Problem, lenkbare Luftschiffe herzustellen. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Ratgeber für Gesundheitspflege. — Redaktionskorrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinsteige 23.) — Expedition: Ludwigsstraße 26 in Stuttgart.

Druck und Verlag von J. F. W. Dieß in Stuttgart.